

«Leben ist Wohnen bei der BGO»



100 Jahre BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG



**Dieser Bild- und Textband ist eine Dokumentation über die Tätigkeit und Entwicklung der
BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG in Singen (Hohentwiel).**

Das Bestreben, unseren Mitgliedern Wohnungen zu bieten, die den Anforderungen der Zeit entsprechen, ist unser vorrangiges Ziel. Der Zeitraum von 100 Jahren lässt rückblickend die Veränderung der Architektur und des Wohnkomforts deutlich erkennen.

Der Bildband mit seinen Fotografien und Berichten ist nicht nur Hausgeschichte in Form einer Biografie, er ist auch ein wissenschaftlicher Beitrag zur

100-jährigen Singener Baugeschichte

Wir danken sehr für die Unterstützung, die wir von Ihnen allen und der Stadt Singen (Hohentwiel) erfahren durften.

Singen, im Jahre 2010

**Aufsichtsrat und Vorstand
– BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG –**

- LEBEN IST WOHNEN BEI DER BGO -



**Baugenossenschaft
Oberzellerhau eG**
Seit 1910

Oberzellerhau 2 78224 Singen (Htwl.)
www.bgo-singen.de





100 Jahre BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG

Der Inhalt

100 Jahre BGO Grußwort des Präsidenten des vbw	5	100 Jahre BGO Die Geschichte der Baugenossenschaft Oberzellerhau eG	17	100 Jahre BGO – Die Gründungsmitglieder –	121
100 Jahre BGO – 100 Jahre Bauen für SINGEN Grußwort des Oberbürgermeisters	7	Franz Höning		100 Jahre BGO – Die Genossenschaftsorgane –	123
100 Jahre BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG Geleitwort des Vorstandsvorsitzenden	9	Expressive Holzbildhauerei – Ein Geschenk der BGO für SINGEN Eine Laudatio auf den Künstler Klaus Prior	81	100 Jahre BGO – Literaturliste –	124
Zukunftsperspektiven der BGO Hans-Jürgen Feneberg	11	Christoph Bauer		Impressum	127
Unternehmensleitbild der BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG	13	SINGEN und seine städtebauliche Entwicklung Hegau-Dorf – Boom-Town – Zentrum der Moderne Klaus-Michael Peter • Reinhild Kappes	87		
Der Aufsichtsrat der BGO im Jubiläumsjahr	14	Städtebauliche Leitbilder –	105		
Das Team der BGO im Jubiläumsjahr	15	Klaus-Michael Peter			



ISBN 978-3-933356-60-4
2010 • Singen (Hohentwiel)





100 Jahre BGO

Grüßwort des Präsidenten des vbw

Wenige andere Güter besitzen die gleiche Langlebigkeit und sind für den Menschen gleichsam von so existenzieller Bedeutung wie eine Immobilie. Daher gehört die Wohnungs- und Immobilienwirtschaft zu den Branchen, in denen Weitblick und Mut eine besonders große Bedeutung besitzen. Seit 100 Jahren baut und vermietet die BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau Wohnungen. Sie tut dies im Förderauftrag der Mitglieder und in der Solidarität einer Gemeinschaft.

Die Jubilarin verbindet Tradition und Kreativität, Stabilität und Offenheit, Transparenz und Fairness. Sie wirtschaftet und plant solide, langfristig und nachhaltig. Der Erfolg spricht für sich: Sie besitzt eine hohe Mitgliederzufriedenheit, einen Wohnungsbestand mit steigender Wohnqualität und stabile Wirtschaftsdaten.

Wohnungsgenossenschaften wie die BGO haben schon zahlreichen Krisenzeiten getrotzt. Zwei Welt-

kriege, mehrere Wirtschafts- und Finanzkrisen, mehrere Währungsreformen und ein Jahrtausendwechsel hat das Unternehmen unbeschadet überstanden. Im Gegenteil: Auf alle Herausforderungen reagierte die Genossenschaft mit guten und dauerhaften Lösungen. Im Laufe der Jahre hat sie ihren Gebäudebestand erweitert, das Dienstleistungsangebot erhöht und die eigene Umweltbilanz optimiert.

Die energetische Verbesserung der Gebäude, der Einsatz von erneuerbaren Energien, die Umrüstung der Hausnetze auf der Netzebene 4, der Bau des Seniorenwohn-parks Waldstraße und die Erhöhung der Eigenkapitalquote sprechen für eine umfassende Zukunftsorientierung der BGO. Sie steht im Jubiläumsjahr gestärkt im Markt und Wettbewerb. Ihre Auftragsvergaben fördern die lokale und regionale Konjunktur und Wertschöpfung. Daher ist sie für die Menschen in der Region nicht nur in der Vermietung von Wohnraum, in der Wohnungsverwaltung und als Bauträgerin, sondern auch als Geschäftspartner und Arbeitgeber eine feste Größe. Die BGO hat das Gesicht der Region maßgeblich mitgeprägt.

Im Jubiläumsjahr präsentiert sich die Genossenschaft solide und gut aufgestellt. Sie wird mit den Herausforderungen weiter wachsen und an zukunfts-fähigen Lösungen mitwirken. Im Namen des vbw Verband baden-württembergischer Wohnungs- und Immobilienunternehmen e.V. und seiner 300 Mitgliedsunternehmen gratuliere ich herzlich zum 100-jährigen Bestehen und wünsche dem Unternehmen weiterhin erfolgreiches Wirken und gesundes Wachstum.



Gerhard A. Burkhardt

– Präsident des vbw Verband badenwürttembergischer Wohnungs- und Immobilienunternehmen e.V. –



100 Jahre BGO – 100 Jahre Bauen für SINGEN

Grüßwort des Oberbürgermeisters

Sehr geehrte Mitbürgerinnen und Mitbürger,

bei großen Unternehmen denkt man in Singen meist zuerst an die Großindustrie oder den Handel. Es gibt aber noch andere, die über die Jahre zu sehr beachtlicher Größe herangewachsen sind, dazu gehört die BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG!

Mit rund 2.000 erstellten Wohnungseinheiten ist sie inzwischen nicht nur der größte Vermieter in Singen, die BGO gibt auch dem örtlichen Handwerk und Baugewerbe einen starken Impuls durch regelmäßige Aufträge. Für diese sehr bedeutsamen Leistungen um unser Gemeinwesen möchte ich dem Vorstand und dem Aufsichtsrat der Genossenschaft, allen Mitgliedern und allen, die zu dieser Arbeit beitragen, sehr herzlich danken.

Darüber hinaus ist es überaus beachtlich, dass diese Leistungskraft nicht von einem fremden Großinvestor ausgeht, sondern von Bürgerinnen und Bürgern, die als „Baugenossen“ Mitglied der Genossenschaft sind und mit ihrem Ersparten und mit ihrer Arbeitskraft täglich dazu beitragen, dass solch ein bemerkenswertes Werk entsteht und nun

100 Jahre erhalten werden konnte. In diesem Licht betrachtet, ist es mir eine umso größere Ehre, im Namen der Stadt Singen und des Gemeinderats meinen herzlichen Glückwunsch zu dieser Jahrhundertleistung aussprechen zu dürfen.

In den vergangenen Jahrzehnten waren die BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG – und ihre Vorgänger, der Bauverein und die Baugenossenschaft Gartenstadt – auch auf die enge Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung angewiesen. Wie uns die Bau- und Planungsakten zeigen, geschah dies immer in enger Abstimmung und gutem Einvernehmen. Ich möchte mich stets dafür einsetzen, dass dies auch zukünftig so bleibt. Schließlich prägt eine solch große Baugenossenschaft das Stadtbild an verschiedenen Orten deutlich. Und wie die hier vorliegende architekturgeschichtliche Aufarbeitung zeigt, geschah dies an vielen Stellen in sehr reizvoller Weise. Damit trägt die BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG dazu bei, dass Singen eine schöne und vor allem grüne Stadt ist. Auch dafür meinen herzlichen Dank.

Daneben gibt die BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG immer wieder wichtige Impulse für



das öffentliche Leben. So zum Beispiel auch aktuell im Bereich der Kunst im öffentlichen Raum durch die Überreichung des Kunstwerks „Begegnung“ des renommierten Künstlers Klaus Prior als Leihgabe an die Stadt Singen anlässlich des 100-jährigen Jubiläums. Für diesen wichtigen Beitrag möchte ich mich ebenfalls herzlich bedanken.

Ihr



Oliver Ehret

– Oberbürgermeister –



100 Jahre BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG

Geleitwort des Vorstandsvorsitzenden

100 Jahre BGO – eine kleine Zeitspanne, gemessen an der großen Geschichte – eine große Zeitspanne, gemessen an der Entwicklung dieser jungen Stadt!

Vor 100 Jahren haben einige weitblickende Männer den Schritt gewagt, eine Genossenschaft zu gründen mit dem Ziel, Wohnungen zu schaffen für Menschen, die aus eigener Kraft nicht in der Lage waren, sich ein eigenes Dach über dem Kopf zu erwerben.

Dies ist gelungen und wird bis heute fortgeführt. Ihr Gründungswerk hat viele gute und schlechte Jahre überdauert und ist heute ein kaum wegzu-denkendes Glied in der Kette der wirtschaftlichen Unternehmungen in Singen. Grundlage war die demokratisch verfasste Satzung und das Leitmotiv: „Einer für alle und alle für Einen“.

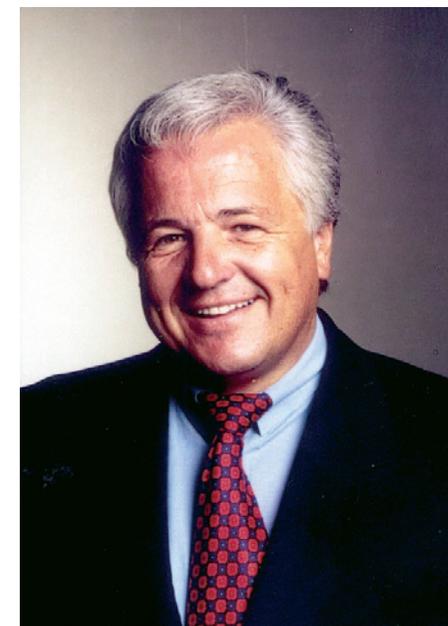
Die genossenschaftlichen Mitglieder bilden eine Solidargemeinschaft, in der jeder für jeden da ist. Dass dies so ist, zeigt die Bereitschaft der Mitglieder, durch Zeichnung von Geschäftsanteilen ihre Genossenschaft tatkräftig zu unterstützen.

Dadurch war es möglich, in der hundertjährigen Geschichte Wohnraum zu schaffen für viele Menschen. Kaum einer der in der Genossenschaft organisierten Eisenbahner hätte damals zu träumen gewagt, welche beeindruckende Entwicklung diese Baugenossenschaft in den folgenden 100 Jahren nehmen würde.

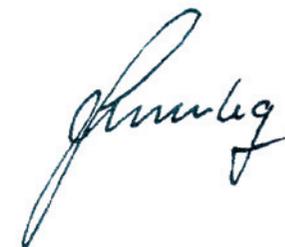
Was die BGO heute – 100 Jahre nach ihrer Gründung – vorzuweisen hat, ist eine stolze Bilanz, die zu erreichen ohne die tatkräftige, zielstrebige und beharrliche Hilfe und Unterstützung aller beteiligten Organe, der Mitglieder und jedes einzelnen Mitarbeiters niemals möglich gewesen wäre. Dafür haben wir heute, anlässlich unseres Jubiläums, zu danken und zu bitten, uns bei der Bewältigung der Zukunftsaufgaben auch weiterhin behilflich zu sein.

Diese Seiten sollen deshalb in Erinnerung rufen, wie es „damals war“ und wie wir die Zukunft planen und bauen wollen.

Bei der Arbeit an dieser Jubiläumsschrift waren nicht nur Daten und Bilder aus den Archiven bestimmend, sondern auch Gefühle – manches



davon werden Sie hier finden. Respekt vor der Leistung unserer verantwortlichen Vorgänger und Dank an die vertrauensvolle Loyalität unserer Mitglieder, das bestimmt unsere Arbeit heute und in Zukunft.



Hans-Jürgen Feneberg

Vorsitzender des Vorstandes
– Baugenossenschaft Oberzellerhau eG –



Zukunftsperspektiven der BGO

Unsere Traditionen - Unsere Ziele

Die BGO ist ein gesundes und kontinuierlich entwickeltes Wirtschaftsunternehmen mit Geschichte. Die Marktstellung, das Image und die stetige Bereitschaft zur Weiterentwicklung sind der Grund des Erfolges und die wichtigste Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Zukunft.

Die wirtschaftliche Entwicklung, der Teamgeist der Mitarbeiter und die nachhaltige Geschäftspolitik der letzten Jahre begründen den aktuellen Erfolg der BGO. Aber welche Weichen sind für eine erfolgreiche Zukunft zu stellen?

Zuallererst müssen Ziele definiert werden. Ziele, welche als Grundlage für die Planung und Strategie der kommenden Jahre dienen. Wir haben uns die folgenden Ziele gesteckt:

- Sanierungen, Modernisierungen und Entwicklung unseres Wohnungsbestandes,
- Ausrichtung der Unternehmenspolitik nach unseren Zielen,
- Ausweitung der Geschäftsfelder,
- Entwicklung unserer Mitarbeiter,
- Entwicklung zum Dienstleister rund um Ihr Zuhause,
- Bildung der Marke BGO.

Diese Entwicklungsfelder und Ziele werden die BGO in den nächsten Jahren begleiten und für die Gremien eine Herausforderung in ihrer Ausarbeitung und Umsetzung darstellen. Viele Erfahrungen aus der Vergangenheit werden in die künftigen Entscheidungsprozesse mit einfließen und somit das Neue mit dem Bewährten verknüpfen.

Die künftige Entwicklung der BGO und ihre daraus resultierenden Perspektiven liegen somit nicht nur in der Zukunft, sondern sind auch in ihrer Vergangenheit begründet und bilden den Grundstein für eine erfolgreiche Zukunft.

Das im Rahmen unseres 100-jährigen Jubiläums erstellte Unternehmensleitbild fasst die Zukunftsgedanken und Zielrichtung der BGO zusammen. Diese Leitsätze tragen den erfolgreichen Fortbestand und die Entwicklung der BGO in sich. Dennoch müssen die gesetzten Ziele laufend an die geänderten Anforderungen der Zukunft angepasst werden. Nur eine Geschäftspolitik der Nachhaltigkeit wird dies in Zukunft bewerkstelligen können.

Neben der wirtschaftlichen Unabhängigkeit, dem Ausbau unserer Marktposition sowie der Erschließung neuer Geschäftsfelder wird auch in Zukunft eine zuverlässige Partnerschaft zu unseren

Mietern, Mitgliedern und Geschäftspartnern die Grundlage für das Handeln der BGO bilden.

Die BGO und ihre Mitarbeiter werden auch künftig als Team aktiv an Ihrer erfolgreichen Zukunft arbeiten.

Leben ist Wohnen bei der BGO.

Singen, im August 2010

Unternehmensleitbild der BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG

anlässlich des 100-jährigen Bestehens im Jahre 2010



Die BGO mit Sitz in Singen ist eine ehemals „Gemeinnützige Wohnungsbaugenossenschaft“ und ein Dienstleistungsunternehmen der Wohnungswirtschaft.

Zu Recht kann man von unserem Unternehmen sagen:

Wir bauen auf die BGO.

Diese Position und das Ansehen, das die BGO in Singen genießt, heißt es zu festigen und auszubauen. Die Arbeit auf dem in den vergangenen Jahren immer enger gewordenen Wohnungsmarkt erfordert ein Höchstmaß an Einsatzbereitschaft und Flexibilität jedes Einzelnen, um den sozialen Dienstleistungsauftrag unseres Unternehmens zu gewährleisten. So spiegelt das vorliegende Unternehmensleitbild die aktuelle Situation einer Wohnungsbaugenossenschaft wider. Es soll unseren Mietern, Investoren, Banken, städtischen Institutionen und unseren Mitarbeitern gleichermaßen als Information und Orientierungshilfe sowie als Mittel zur Erfolgskontrolle dienen.

1. Wir sind ein Dienstleistungsunternehmen

Wir bieten Serviceleistungen rund um das Wohnen an. Unser Dienstleistungsangebot umfasst neben der Mieterbetreuung auch Wohnumfeldpro-

gramme und die Durchführung von Sanierungen im Stadtgebiet Singen. Als Unternehmen des Dienstleistungssektors Bauen und Wohnen tragen wir einen wichtigen Teil zur Entlastung der angespannten Lage auf dem Wohnungsmarkt in Singen bei.

2. Wir bauen auch

Wir verfügen über ein umfangreiches Know-how. Wir nutzen es zur Verwirklichung ehrgeiziger Bauprogramme. Dazu gehört nicht nur der Neubau von preiswertem Wohnraum, sondern auch – entsprechend dem heutigen Wohnbedürfnis – der Erhalt und die Verbesserung unseres bestehenden Hausbesitzes und der damit verbundenen Folgeeinrichtungen. Dabei ist uns die Berücksichtigung sozialer und ökologischer Aspekte selbstverständlich.

3. Der Mieter ist Kunde

Etwa 1.400 Wohnungen werden von uns derzeit bewirtschaftet und verwaltet. Daraus resultiert unser Dienstleistungsauftrag, die besondere Verpflichtung unseren Mietern gegenüber. Der Mieter steht im Mittelpunkt unserer Geschäftstätigkeit. Wir betrachten unsere Mieter daher als Kunden.

Jeder Mieter stellt hohe Anforderungen an die Qualität seiner Wohnung, seines Wohnumfeldes und seines Vermieters. Diesen Anforderungen wollen

wir nach bestem Wissen und im besten Interesse unserer Mieter gerecht werden. Wir begegnen unseren Mietern fachlich kompetent, offen und freundlich. Darüber hinaus fördern wir das Mieter-Mitspracherecht.

4. Wir arbeiten wirtschaftlich

Auf das Ergebnis kommt es an, denn nur als wirtschaftliches Unternehmen können wir unseren sozialen Verpflichtungen, unserem Dienstleistungsauftrag, gerecht werden und unsere Ziele zugunsten von Mietern und Mitarbeitern erreichen und ausweiten.

Seit Jahren kann die BGO vor dem Hintergrund einer soliden, wirtschaftlichen Basis arbeiten und dies soll und wird auch zukünftig so bleiben.

5. Wir berücksichtigen soziale Gesichtspunkte

Neben unserem ergebnisorientierten Streben tragen wir eine große soziale Verantwortung. Unser Ziel ist es, breite Schichten der Bevölkerung mit unserer Wohnraumversorgung zu unterstützen. Dies erfordert ein hohes Maß an Einfühlungsvermögen, Toleranz und Flexibilität jedes einzelnen Mitarbeiters. Wir lehnen jeden Vorbehalt gegenüber gesellschaftlichen Gruppen, Behinderten und Ausländern entschieden ab.

6. Wir sind zielbewusst

Unserem Handeln liegen bestimmte, gemeinsam erarbeitete Zielvorgaben zugrunde. Unsere Ziele sind ehrgeizig, aber dennoch erreichbar, erfordern persönliches Engagement und Einsatzbereitschaft. Wir ziehen gemeinsam Bilanz, verständigen uns über die erreichten Ergebnisse und entwickeln neue Ziele und Schwerpunkte für jeden Unternehmensbereich.

7. Wir sind ein Team

Wir haben gemeinsame Ziele, die wir gemeinsam verfolgen. Denn nur durch das Zusammenwirken von Wissen, Erfahrungen und Fähigkeiten aller können wir ein größtmögliches Ergebnis erreichen. Dazu gehört ein ständiger Gedanken- und Erfahrungsaustausch zwischen Vorgesetzten und Mitarbeitern sowie der einzelnen Unternehmensbereiche untereinander.

In einem Team zu arbeiten heißt: praktizierte Kollegialität und das Tragen von Verantwortung und Anteilnahme. Die Unternehmensführung sorgt für eine transparente Unternehmenspolitik, so dass für jeden Mitarbeiter Entscheidungsprozesse nachvollziehbar sind.

Singen, im Januar 2010

Der Aufsichtsrat der BGO

im Jubiläumsjahr 2010



Von links nach rechts:
Bernhard Alder, Werner Graf, Horst Oehmann (vorne), Hermann
Wollwinder (hinten), Michael Keller, Rüdiger Neef.

Das Team der BGO

im Jubiläumsjahr 2010



Von links nach rechts, vordere Reihe: Jürgen Stocker, Gerlinde Hölzl, Hans-Peter Tuszewitzki, Gerd de Bruin;
mittlere Reihe: Katalin Tiperdel, Helmut Mauch, Vera Klett, Diana Bertram, Andreas Heitz, (es fehlt: Alex Mayer);
hintere Reihe: Hans-Jürgen Feneberg, Anita Wollwinder, Mike Bertram, Christine Gabele, Margret Luibrand, Manfred Maier, Thomas Feneberg



Singen um 1907/08

Die Festspielhalle (rechts, 1906) steht bereits, Maggi-Wasserturm (1909) und Herz Jesu Kirche (1909/11) fehlen noch. In der „Südstadt“ sind nur das Maggi-Mädchenwohnheim und der erste Teil der Maggi-Werkwohnungen im Niederhof erkennbar. In dieser Epoche fanden sich mutige Bürger zusammen und gründeten zwei Baugenossenschaften.

100 Jahre BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG

Die Geschichte der BGO in Singen

Die erste Baugesellschaft Singens

Schon seit über zehn Jahren dampften im Jahr 1874 nun die Züge aus Basel und seit einem Jahr die von Offenburg kommend an dem kleinen Dorf Singen vorbei. Der Bahnhof lag noch etwas abseits des Dorfes mit seinen gut 1.700 Einwohnern. Noch drängten sich diese in ihren typischen Häusern mit „Kniestock“ längs der Aach und bis zum Rathaus, aber zwei, drei Häuser standen schon – etwas verloren – an den Güterwegen zu den Feldern, die später zur Scheffelstraße und August-Ruf-Straße wurden.

Seitdem mit der Eisenbahn die moderne Zeit Einzug gehalten hatte, hatte Singen aber auch die Schattenseiten des Fortschritts kennen lernen müssen. Schon der Zuzug der Arbeiter, die beim Bahnbau beschäftigt waren und zum Teil dann ansässig blieben, hatte deutlich gezeigt, dass in Singen Wohnungen nur für den Eigenbedarf existierten. Nun erwog auch die Steuerbehörde, dem sich abzeichnenden Eisenbahnknotenpunkt Singen Rechnung zu tragen und das Hauptsteueramt Randegg mit seinen Beamten und Angestellten nach Singen zu verlagern. Diese Pläne stellten das Dorf jedoch vor ernsthafte Probleme.

Zum 30. April 1874 erging eine Einladung des Bürgermeisters in das Rathaus: „Das Bedürfnis um

Wohnungen für Beamte, Angestellte und sonstige Einwohner dahier, verschaffen zu können, wäre es sehr erwünscht daß sich eine Baugesellschaft konstatieren würde um diesen Mangel an Wohnungen zu beseitigen. Es werden deßhalb diejenigen welche sich zur Gründung einer Baugesellschaft beteiligen wollen zu einer Besprechung ... eingeladen. Der Schlusssatz zeugte von der Dringlichkeit: „der Nothwendigkeit wegen, (wird) zahlreiches Erscheinen erwartet.“¹

Zwei Monate später waren schon die Statuten der Baugesellschaft verfasst, und abermals erging eine Einladung, diesmal in die „Kreuzwirthschaft“, um „über das weitere Vorgehen zu beraten“. Die Liste der eingeladenen Personen umfasste 79 Namen der finanziell etwas besser gestellten Schicht von Singen. Kaufmann Peter Buchegger war darunter, die beiden Hammerschmiede Waibel alt und jung, die Wirte Barnabas Kutt vom „Bräustüble“ und Ignaz Ehinger vom „Kreuz“, sowie die Landwirte Barnabas Schrott und Peter Reize, aber auch Flaschner Paul Waibel, Sattler Ottmar Harder, Metzger Konrad Buchegger und Zimmermann Ferdinand Weber. Sie alle berieten über die Statuten, mit denen die „Baugesellschaft Singen“ ins Leben gerufen werden sollte. Zweck dieser neuen Gesellschaft sollte es sein, „geeignete gelegene Grundstücke zu kaufen, sowie neue Häuser zu Wohnungen zu erbauen“, aber auch

„ältere Häuser zu erwerben und wohnlicher einzurichten.“² Um das erforderliche Eigenkapital aufzubringen, sollte jeder der Anwesenden 20 Gulden³ zeichnen, was sicherstellen sollte, dass die neue Gesellschaft auf dem Kapitalmarkt 25.000 Gulden aufnehmen könnte.

Detailliert sind 22 Paragraphen über Aufbau und Funktion aufgelistet, allein die Gesellschaft kam nicht zustande, wohl weil der Hauptgrund, die extra in der Präambel erwähnte und erwünschte Umsiedlung der Hauptsteuerbehörde Randegg, nicht zustande kam – und damit wohl auch die solventen Mieter, Staatsbeamte, wegfielen.

Singen wird Industriestadt

Während in der „Baugesellschaft“ vorwiegend bürgerliche Singener die Versorgung für ihren Stand sicherstellen wollten, sorgten die ab 1895 sich hier ansiedelnden Industrien⁴ für eine sprunghaft gestiegene Bevölkerung – nun aber vor allem ein-

¹ Stadtarchiv Singen (im Folgenden StAS) B II 1/26

² StAS B II 1/26

³ Das Großherzogtum Baden führte erst am 01.01.1875 die Währung Mark bzw. Goldmark ein, die mit der Reichsgründung 1871 eingeführt worden war.

⁴ Siehe Beitrag „SINGEN und seine städtebauliche Entwicklung“ in diesem Buch



Singen um 1890

Eine sehr seltene Aufnahme von Singen – nach dem Bau der Eisenbahn, aber noch vor der Industrialisierung, die erst 1894/95 begann. Die Bauten entlang der Bahnlinie gehören in der Hauptsache zum Bahnbetrieb, der zu dieser Zeit ein erster großer Arbeitgeber in Singen war. Südlich des Bahnhofs, mit dem hohen Gebäude im Zentrum, ist der Güterbahnhof, etwas rechts davon noch sichtbar die Restauration Amann «Zur Eisenbahn», in der Julius Maggi von 1887 bis 1897 lediglich seine Würze in „Gütterli“ umfüllen ließ.

kommensschwacher Schichten. War Singen durch den Eisenbahnbau von etwa 750 Einwohnern um 1865 auf etwa 2.500 im Jahr 1895 – vor Beginn der Industrialisierung – gewachsen, so explodierte die Bevölkerung in den ersten 15 Jahren der Industriean siedlung von 2.500 auf 8.365 Einwohner am Ende des Jahres 1910. Singen war in diesem Zeitraum mit 1.115 Prozent Zunahme die prozentual am stärksten wachsende Stadt im Deutschen Reich.⁵ Zur Zeit der „Baugesellschaft“ war Singen noch von bäuerlichen Wohnstrukturen dominiert, mit wenig Kapazitäten für Zuwanderer. Das 1899 zur Stadt erhobene Dorf musste sich nun auch baulich enorm vergrößern, stand dem entstehenden Häuser-Wildwuchs jedoch relativ hilflos gegenüber. Erst 1912 wurde ein Bauamt eingerichtet, das die zu beginnenden Bauvorhaben koordinieren und überwachen sollte.

Bis zu dieser Zeit hatten sich drei Großindustrien in Singen angesiedelt, waren Scheffel- und August-Ruf-Straße fast komplette Straßenzüge geworden, dazwischen drängten sich Malzfabrik, Bierbrauereien, Gaststätten und Hotels. Die Wohnhäuser etwa für die Arbeiter der rasch expandierenden Fabriken fehlten immer noch. Die Entwicklung Singens hatte unter anderem dazu geführt, dass die Bodenpreise explodiert waren. Gleichzeitig waren billige Mietwohnungen als Renditeobjekte uninteressant für etwaige Bauherren. Der Stadt-



Ekkehardschule (oben, 1902) und Stadtgarten (rechts, eingeweiht 1909, Foto von 1935)

Sehr schnell nach dem Beginn der Industrialisierung 1894/95 und der Stadterhebung 1899 trachtete Singen danach, „städtische Einrichtungen“ zu schaffen. Zu den ersten gehörten die Ekkehardschule und der Stadtgarten.

gemeinde fehlte der Grundbesitz, um mit einer gezielten Abgabe von Baugelände eine etwaige Regulierung einleiten zu können. So wurden zunächst nur wenige Arbeiterwohnungen gebaut und das Problem wurde auf die Firmen zurückgeworfen, die versuchten, durch den Bau von Werkswohnungen der Wohnungsnot etwas beizukommen. Bereits 1906 hatte die Eisen- und Stahlwerke, „Fitting“ genannt, eine eigene Baugenossenschaft – „Die Breite“ – gegründet, die in ihrem Stammsitz Schaffhausen und in Singen aktiv wurde und unter anderem auch in der Etwiler

Straße bereits zu bauen begonnen hatte.⁶ Die Maggi GmbH hatte schon 1904 ein „Mädchenheim“ errichten lassen⁷ und 1905 dem Bau von einigen Werkswohnungen zugestimmt, diese waren in der späteren Südstadt auf dem Niederhofgelände realisiert worden.

Die in den bereits existierenden Wohnungen im Stadtgebiet anzutreffenden Verhältnisse waren meist katastrophal, die den mehr und mehr aufkommenden Hygienestandards Hohn sprachen. Doch nicht nur die Zustände der Wohnungen waren prekär, sondern auch die Belegung. Zwar hatte in Singen zwischen 1900 und 1905 ein regelrechter Bauboom stattgefunden, aber das Wohnungsangebot konnte die Nachfrage der ständig neu hinzuziehenden Arbeiter und Handwerker bei weitem

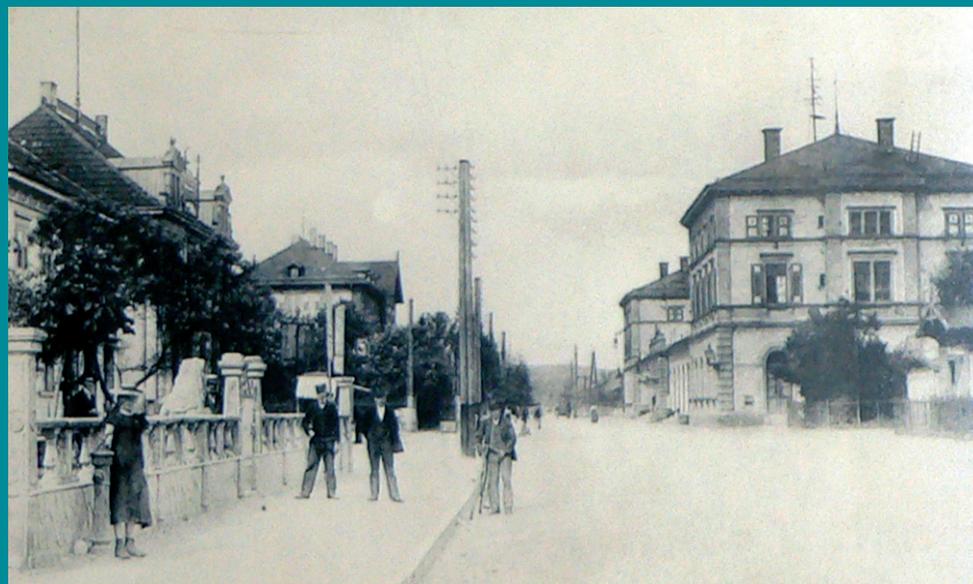
⁶ Vgl. Grammel-Vahl, Ursula: Die Entwicklung des Werks- und Genossenschaftsbaus in Singen bis 1945, in: Berner, Herbert (Hg.) Singener Stadtgeschichte Bd. 2, S. 621

⁷ vgl. Maggi-Archiv Werk Singen (im folgenden MAS) 2.1.2.10.1.-1904.2



nicht befriedigen. Für 1905 zählte die Stadt 5,33 Personen pro Haushalt. Nicht nur die sozialdemokratische Presse schrieb nicht mehr von der „Wohnungsfrage“ sondern nur noch von der „Wohnungsnot in Singen“.

	Josef Gaßner		
1.	25.10.10. Wagenschreiber	Singen	
	Anton Scherzinger	"	
2.	25.10.10. Wagenschre.		
	Franz Denzel	"	
3.	25.10.10. Wagenschre.		
	Oskar Brugger	"	6.12.30. 1
4.	25.10.10. Hallenobmann		
	Robert Bürsner	"	30.12.24. 2
5.	25.10.10. Bahnsteigschaffn.		
	Johann Fluck	"	30.12.24. 1
6.	25.10.10. Bahnsteigschaffn.		
	Josef Güttinger	"	30.12.24. 1
7.	25.10.10. Rangierobmann		
	Franz Rümmele	"	
8.	25.10.10. Rangierobmann		
	Eduard Schellham.	"	
9.	25.10.10. Weichenwärter		
	Ambrosius Hall	"	
10.	25.10.10. Bremser		



«Männer wie wir ...»

... gründeten 1910 den „Bauverein“ Singen, eine Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht. Rechts Singener am Bahnplatz 1910, oben Eisenbahner und Grenzwache am Singener Bahnhof 1914. So war die Atmosphäre in der jungen Stadt, als sich der Bauverein zusammenfand.

Der Bauverein

Bezeichnenderweise führten abermals die Pläne einer Behörde zur Verschärfung der Situation. Die Großherzoglich badische Staatsbahn hatte 1909 eine Personalstelle in Singen errichtet und so die Wohnungsfrage auch für Eisenbahnbedienstete weiter zugespitzt. So konnte es nicht weitergehen, es musste etwas geschehen! Auf die Initiative Joseph Gaißers hin versammelte sich nun ein kleiner Kreis seiner Kollegen. Es waren Männer, von Beruf Wagenaufschreiber, Rangierobmänner, Hilfsplatzmeister oder Bahnsteigschaffner.

Am Sonntagabend des 18.09.1910 beschlossen die 17 Eisenbahner, eine Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht, die den Namen „Bauverein Singen“ tragen sollte, zu gründen. Sie gaben dem Verein ein Statut und wählten Josef Gaißer zum Vorstandsvorsitzenden, Eduard Schellhammer als seinen Stellvertreter, Ambrosius Hall als Beisitzer und Jakob Heiß zum Kassierer. In den kontrollierenden Aufsichtsrat wurden Franz Rimmel, Anton Scherzinger, Franz Denzel, Robert Bürsner, Wilhelm Auer, Josef Güttinger, Wilhelm Speck, Oskar Brugger und Johann Fluck gewählt, zum Aufsichtsratsvorsitzenden wurde Severin Brendle bestimmt.

„Der Zweck dieses Unternehmens“ so war dem Statut zu entnehmen, „ist ausschließlich darauf gerichtet, unbemittelten Personen gesunde und

bequeme Wohnungen in eigens erbauten oder angekauften Häusern zu beschaffen, entweder als Miete oder als Eigentum.“⁸ Die dazu nötigen Mittel sollten über Darlehen und Zuschüsse von Stadt und Reich oder auf dem Kapitalmarkt eingetrieben werden. Um eine startfähige Eigenkapitaldecke zu erwerben, sollte jeder Genossenschafter einen Anteil in Höhe von 200 Goldmark erwerben. Das war nicht wenig, es entsprach ungefähr drei mittleren Monatseinkommen eines Arbeiters. Die Höhe der Anteile machte auch den hohen Anspruch deutlich, den die Gründer dokumentierten und von den Mitgliedern erwarteten.

Die neue Genossenschaft ging nun zügig daran, Grundstücke zu erwerben und Wohnungen und Häuser zu erstellen. Erste Geldmittel erhoffte man sich von der Großherzoglich badischen Staatseisenbahn und von der Sparkasse Singen, aber tatsächlich flossen die ersten Mittel von der Arbeiterpensionskasse und der Sparkasse Ermatingen. Ein kleinerer Teil wurde von der Stadt bereitgestellt, die sich vor die Frage gestellt sah, entweder in den Bauverein einzutreten oder aber selbst bautätig zu werden. In dieser Zeit – vor dem Ersten Weltkrieg – entschied sich die Stadt noch nicht für groß angelegte eigene Aktivitäten.

Noch im Gründungsjahr wurden in der Lange Straße (späteres Gebiet Ostend) Bauvorhaben be-

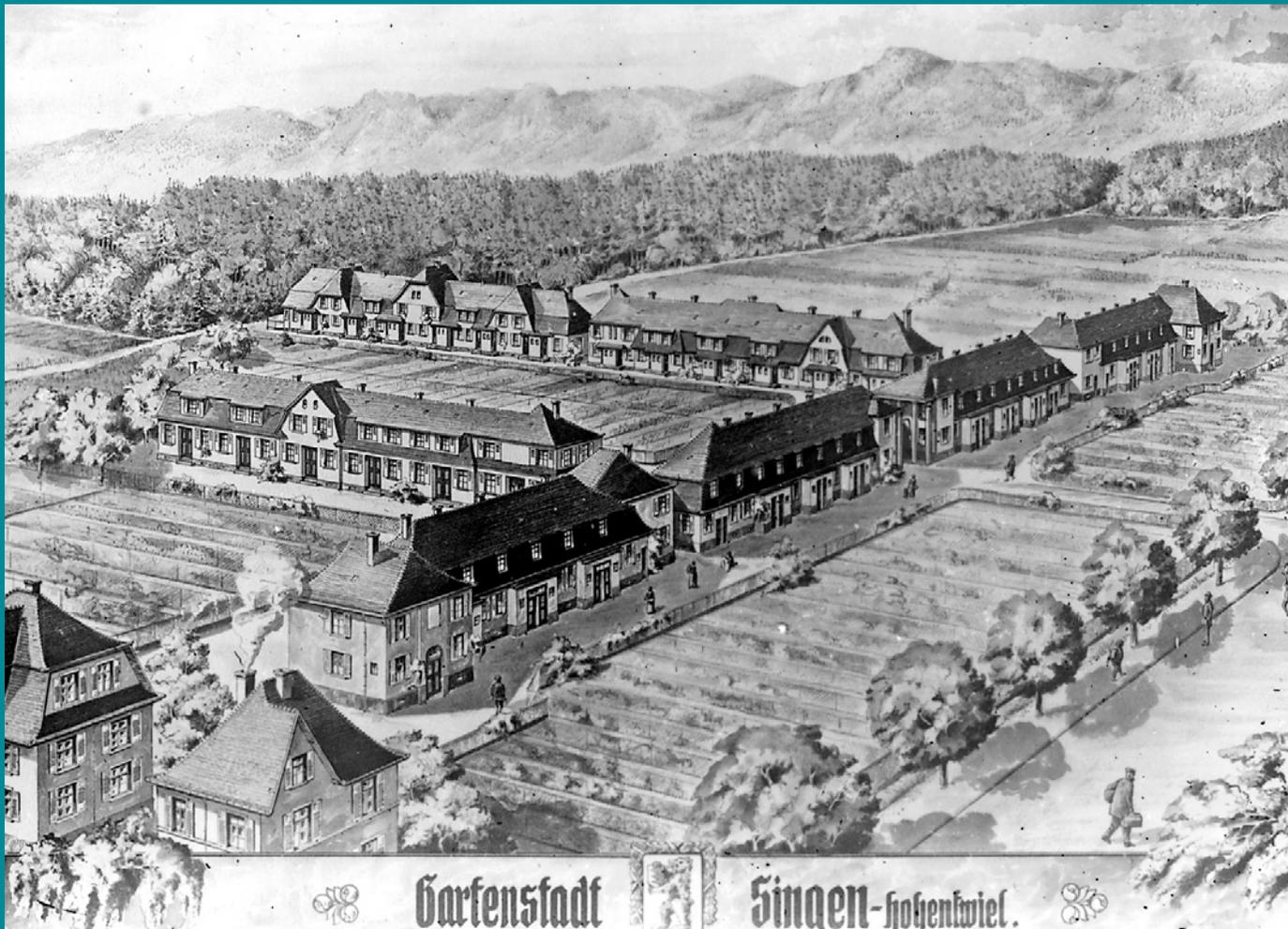
⁸ StAS B II 1/28

gonnen, die vier Doppelhäuser und ein Einzelhaus mit 14 Wohnungen umfassten. Danach konnten in der Etwiler Straße weitere 10 Wohnungen, verteilt auf zwei Häuser fertiggestellt werden. Erst der Beginn des Ersten Weltkriegs im August 1914 erzwang eine Unterbrechung. Sowohl die versiegenden Geldmittel als auch der personelle Aderlass der zum Militärdienst eingezogenen Mitglieder zwangen den Bauverein, seine Tätigkeiten einzustellen. Fast auf sich allein gestellt, versah der bisherige Kassierer Paul Schweizer die Geschäfte und verhinderte den drohenden Zusammenbruch.

Für die ersten Bilanzen reichten noch zwei Seiten aus: Die Mitgliederzahl war auf 47 gestiegen, die 52 Anteile gezeichnet hatten. Insgesamt 28 Wohnungen konnten bezugsfertig gestellt werden, aber die Schwierigkeiten waren weiterhin groß. Nun bedrohte nicht nur die Bausperre der Stadt Singen während des Ersten Weltkriegs die junge Genossenschaft, auch ihre finanzielle Situation stand auf tönernen Füßen.

Die „Gemeinnützige Baugenossenschaft“

Die Wohnungsnot ihrer Arbeiter war schon früh bis in die Chefetagen von Maggi und der Eisen- und Stahlwerke Georg Fischer vorgedrungen. Rudolf Brüggemann, einer der beiden Direktoren der Maggi GmbH, hatte 1906 den Präsidenten des Badischen Genossenschaftsbundes Hans Kampff-



Idealplan der «Gartenstadt», Singen, 1912

Der Entwurf sieht ein ansprechendes Gesamtkonzept für die Siedlung nach den Idealen der „Gartenstadt“ nach Kampffmeyer und Howard vor. Es können großzügige Hausgärten angelegt werden. Das Gelände liegt direkt an der damaligen Südgrenze von Singen (bis 1936). Im Vordergrund die Rielasinger Straße, am oberen Bildrand die Worblinger Straße ist noch ein Feldweg, am Horizont der Schienerberg. Die Lage hat aber auch Nachteile: Hier gibt es noch keine Kanalisation und auch Wasser muss noch gelegt werden.

meyer zum Vortrag nach Singen eingeladen. Die Reaktionen fielen verhalten aus. Fünf Jahre später referierte Kampffmeyer, nun auch Vorsitzender des Badischen Landeswohnungsvereins, seine Thesen von Arbeiterwohnungen und Konzeption einer Gartenstadt gleich zweimal erneut in Singen. Nun unter lebhafter Beachtung.⁹ Schließlich war er der führende Kopf dieser neuen englischen Idee in Deutschland.¹⁰

Gleichzeitig hatte sich 1907 in der Maggi-Fabrik ein Arbeiterausschuss bilden können, mit dem die Direktion – und das war von Julius Maggi explizit so gewünscht – ein direktes Ohr für die Lage der Arbeiter hatte. In diesem Organ wurde denn auch schon früh vorgefühlt, ob man nicht die Direktion zum Bau weiterer werkseigener Wohnungen bewegen könne, denn nach letzten Aussagen wäre zu hören, „dass sich die Firma in diesem Punkte ziemlich ablehnend verhalte.“¹¹ Der Präsident des Arbeiterausschusses, Stephan Speck, wurde damit beauftragt, „bei der Direktion anzufragen, ob die Firma sich nicht entschließen könnte, Arbeiterwohnungen zu erstellen, eventuell Einfamilien-

⁹ Die Reaktionen siehe StAS, II.1/73, die Einschätzungen des Amtsvorstandes des Bezirksamtes Konstanz Groos vom 28.05.1911. Für den Vortrag im Mai 1911 die Singener Presse, bes. Singener Nachrichten 19.05.1911, S. 1 und vom 10.11.1911, S.1

¹⁰ Siehe Beitrag „Städtebauliche Leitbilder ...“ in diesem Buch

¹¹ MAS 2.1.2.5.2.3.1.-1911 (1)

häuser, die gegen jährliche Abzahlung mit der Zeit Eigentum des Betreffenden werden könnten. Zur Begründung wird angeführt, dass die Hausbesitzer in nächster Zeit eine Steigerung der Mietpreise von 4 bis 6 Mark in Aussicht stellen.“¹²

Der zweite Direktor der Maggi Gesellschaft, Johann Gottlieb Schwarber, sonst den Arbeitern wohlgesonnen, entgegnete hier jedoch ausweichend: „das Problem, billige und doch den heutigen hygienischen Anforderungen entsprechende Wohngelegenheit zu schaffen, ist erfahrungsgemäß in einer alle Interessenten befriedigenden Weise am ehesten auf genossenschaftlicher oder kommunaler Grundlage zu lösen ... bekanntlich beschäftigt sich der Badische Landeswohnungsverein, dem auch wir beigetreten sind, bereits mit dieser Frage, und wird wohl abzuwarten sein, ob durch dessen Initiative für Singen eine geeignete Lösung gefunden werden kann“.¹³ Schwarber war der Idee der Werkswohnungen nicht abgeneigt, und die Direktion der Maggi beriet sich mit der Fittingfabrik über Möglichkeiten des Wohnungsbaus. Noch aber scheute Schwarber einen Alleingang der Maggi-Fabrik in dieser Frage.

Das Thema blieb aber brennend: Eine Woche später war im Protokoll des Arbeiter-Ausschusses zu lesen: „Wohnungsfrage: Der Vorsitzende bemerkt ferner, dass sich der badische Landeswohnungsverein auch mit der hier herrschenden Wohnungsnot beschäftige. Letzterer habe die Absicht, die

bereits hier bestehende Baugenossenschaft, welche bis jetzt nur Bahnangestellten zugänglich ist, auf breitere Basis auszubauen und eventuell auch für die Industriearbeiter nutzbar zu machen“.¹⁴ Offensichtlich waren die Arbeiter skeptisch, was die Wahrnehmung ihrer Belange durch den Bauverein betraf.

Die Arbeiter oder besser gesagt ihre politische Vertretung, die damals noch ungeteilte sozialistische Arbeiterpartei SPD, waren zudem auch gegen Werkswohnungen. Die führenden Ideologen befürchteten eine zu große Nähe zum „Fabrikherrn“. Und da eine Revolution mit Enteignung und Sozialismus in Kürze bevorstehe, sollten die Arbeiter nicht in ihrer revolutionären Energie gebremst werden als Mieter von Werkswohnungen. Diese Haltung wurde auch hier zur Diskussion gebracht, konnte aber bei den gemäßigten und vernünftigen Beteiligten in Singen keine Früchte tragen.

Vielmehr kam es zu einem interessanten Kooperationsmodell: keine direkten Werkswohnungen (außer den bereits bestehenden), aber eine massive Unterstützung der Großindustrie für die Gründung einer unabhängigen Baugenossenschaft. Auf Direktionsebene berieten sich Rudolf Brüggemann und Hans Wanner von der Fittingfabrik. Die fittingeigene Baugenossenschaft „Breite“ erklärte sich bereit, einer neu zu gründenden Genossenschaft beizutreten. Die Stadt signalisierte Unterstützung und selbst vom Großherzog-

lichen Bezirksamt kam Zustimmung. Nun betrieben die beiden Direktoren energisch die Gründung einer Genossenschaft, die sich am Montag, dem 28.08.1911 konstituierte. Das Genossenschaftsbuch¹⁵ listet als Mitglied Nr. 1 den Direktor Brüggemann auf und an zweiter Stelle schon den Singener Bürgermeister Valentin Busch. Dass die Genossenschaft auf solidem Fundament ruhte, wurde durch die Mitglieder Nr. 4 und 6 deutlich, der Maggi GmbH und die Aktiengesellschaft der Eisen- und Stahlwerke, vorm. G. Fischer. Später traten auch die Aluminiumwerke Dr. Lauber, Neher und Co. der Genossenschaft bei.

Der neue Verein trug den Namen „Gemeinnützige Baugenossenschaft Singen (Hohentwiel)“, und sein Zweck war, „mittels gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebs für Minderbemittelte ... gesunde und zweckmäßig eingerichtete Wohnungen zu billigen Preisen zu verschaffen. Die Häuser werden nur in Miete abgegeben.“ Auch bei der neuen Genossenschaft betrug der Anteil 200 Mark, konnte jedoch auch in Raten angekauft werden.¹⁶ Die Maggi GmbH übernahm großzügig die Führung der gesamten Verwaltungsgeschäfte der jungen Genossenschaft. Von Anfang an kümmerte sie sich

¹² MAS 2.1.2.6.2.3.1.-1911 (1)

¹³ MAS 2.1.2.7.3.3.-1907

¹⁴ MAS 2.1.2.5.2.3.1.-1911 (1)

¹⁵ Archiv der Baugenossenschaft Oberzellerhau (im Folgenden ABO) Genossenschaftsbuch

¹⁶ § 2 und 3 der Satzung in StAS IV.3/456

um die Buchhaltung, Kassen- und Geschäftsführung, zeitweise übernahm sie auch die Bauführung mit Planfertigungen und die Abrechnungen.

Brüggemann, der auch zum ersten Aufsichtsratsvorsitzenden wurde, konnte seitens der Maggi und zusammen mit Wanner von der Fitting einen Anfangskredit von 80.437 Mark in Aussicht stellen. Auch Bauland wurde schnell gefunden: Die gräflich von Enzenbergischen Erben (ehemalige Singener Ortsherren) erklärten sich bereit, ein Areal an der Singener Gemarkungsgrenze zu Rielasingen zu guten Konditionen abzugeben.¹⁷ Auf diesem Gelände von knapp 47.000 Quadratmetern konnte die neue Genossenschaft ihre ersten Häuser erstellen.

Bald nach der Gründung referierte Hans Kampffmeyer erneut in Singen. Sein „Lichtbildervortrag“ über die Idee und Ausführung der „Gartenstadt“ fielen in der neuen Genossenschaft auf fruchtbaren Boden. Zwar waren die drei großen Industrien Singens Mitglieder und sicherten so die Existenz, aber die weitaus meisten der 1912 gezählten 78 Mitglieder waren Arbeiter der Maggi mit sozialdemokratischem Gedankengut. Auch Direktor Brüggemann favorisierte das Konzept, das eine Zersiedelung der Landschaft vermeiden und die Erstellung von „Mietskasernen“ verhindern wollte, und konnte bald mitteilen, „dass die neue Baugenossenschaft in den nächsten Jahren in dieser Richtung eine Anzahl Wohnungen erstellen (werde)“.¹⁸ Diese sollten das Fundament für ein

neues Stadtviertel werden, das auf lange Sicht geplant wurde. In der entstehenden Siedlung wurde die Straße und das Viertel denn auch „Gartenstadt“ benannt, und im Volksmund wurde darüber hinaus die Gemeinnützige Baugenossenschaft selbst zur „Gartenstadt“, die diesen Namen auch bald stolz in ihrem Geschäftstitel führte.

Die „Gartenstadt“ legte ein beachtliches Tempo vor. Bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs erstellte sie 74 Wohnungen, in überwiegend kleinen Häusern: „Die von der Baugenossenschaft zu einem Teil erbaute Gartenstadt macht schon von außen her einen schmucken Eindruck, indem sie aus lauter Einfamilienhäusern mit dazugehörigem Gartengelände in harmonischer Form zusammengestellt ist. Im Innern der Häuser befinden sich je 2 bis 4 Zimmer, geräumige Küche, Waschküche, Keller sowie Speicherraum. Sodann ist jedem Haus ein etwa 160–180 Quadratmeter großer, für sich abgeschlossener Garten zugeteilt. Einer der angenehmsten Vorteile dieser Wohnungen besteht wohl darin, dass jeder Mieter sozusagen sein „eigener Herr im Hause“ ist.“¹⁹

Auch für die „Gartenstadt“ bedeutete der Erste Weltkrieg eine Zwangspause in der Bautätigkeit. Zusammen mit dem Bauverein stoppte sie eine am

07.10.1914 erlassene Bausperre der Stadt Singen. Zusätzlich hatte sie den Austritt der werkseigenen Genossenschaft der Fitting, der „Breite“ zu verkraften. So versiegten die Gelder der Fittingfabrik für die Baugenossenschaft.

Unterschiedliche Genossenschaften

Trotz des großen gemeinsamen Ziels – der Erstellung von preiswertem und gutem Wohnraum – wiesen die beiden Genossenschaften doch einige Unterschiede in der Bauphilosophie und der Durchführung auf. Zum Teil der unterschiedlichen Klientel geschuldet, favorisierte der Bauverein den Bau von größeren Reihenhäusern, die den Genossen zur Miete überlassen wurden. In der „Gartenstadt“ bevorzugte man den Stil des kleinen Reihenhauses mit nur zwei oder drei Mietsparteien. Die Gemeinnützige Baugenossenschaft schloss auf längere Sicht auch nicht aus, dass Häuser und Wohnungen durch Kauf erworben werden konnten, eine Möglichkeit, die der Bauverein kategorisch ablehnte.

Nicht nur diese Unterschiede machten ein Zusammengehen der beiden Genossenschaften schwierig. Auch die Art der Finanzierung konnte unterschiedlicher nicht sein: Während die Maggi GmbH und Fittingfabrik nicht nur einen größeren Anfangskredit bereitstellten, schossen die beiden Industriebetriebe auch bald noch einen Kredit über 100.000 Mark nach. Demgegenüber musste der

¹⁷ StAS B A II.1/27

¹⁸ MAS 2.1.2.5.2.3.1.-1911 (1)

¹⁹ „Die Volkswacht“, 09.02.1914

Bauverein „Klinken putzen“ gehen und viele Kapitalgeber aufsuchen, da einen Kredit aufnehmen, dort eine Hypothek.

Schließlich stand auch die Stadt Singen noch vor der Frage, ob sie nun aktiv den Genossenschaften beitreten sollte oder eine eigene Rolle verfolgen sollte. Paul Thorbecke, der 1912 dem im Amt verstorbenen Bürgermeister Busch nachgefolgt war, misstraute dem Wirtschaften des Bauvereins. Trotz seiner Vorbehalte regte er bereits im Januar 1913 an, „Verschmelzungsverhandlungen“ zu führen und vielleicht aus den beiden Genossenschaften eine Organisation zu bilden. Dieser einen Organisation hätte die Stadt dann prominent beitreten und so auch im Eigeninteresse lenkend eingreifen können.

Beide Genossenschaften standen dem Vorschlag nicht ablehnend gegenüber und brachten ihn in ihre jeweilige Generalversammlung ein. Die Mitgliederversammlung des Bauvereins tagte im März und bat um Bescheid, ob man nicht „den Vorstand beider Baugenossenschaften“ zu einem Gespräch laden könne. Man war durchaus bereit, „Vorschläge wegen Vereinigung entgegen zu nehmen“.²⁰ Seitens des Bauvereins stellte man sich die „Vereinigung der Baugenossenschaften in Singen so vor, dass die Gemeinnützige Baugenossenschaft unsere sämtlichen Aktiven und Passiven übernimmt, von diesem Moment an unsere Mitglieder solche der Gemeinnützigen sind, und unse-

re Firma gelöscht wird“.²¹ Auch der Vorstand der Gemeinnützigen Baugenossenschaft teilte Bürgermeister Thorbecke auf Anfrage mit, dass sie sich eine Fusion gut vorstellen könnten, wenn auch nur unter bestimmten Umständen.

Einen Monat später kam die Generalversammlung der Gemeinnützigen Baugenossenschaft zusammen. Sie sah jedoch eine Fusion kritischer und stellte Bedingungen. So sollte der Bauverein geschlossen der Gemeinnützigen Baugesellschaft beitreten, deren Statuten annehmen, seine Anteilscheine überführen und auch die Mietverträge anerkennen. Weiter sollte die unterschiedliche Bewertung der Amortisation (ein Grundpfeiler bei der Berechnung der Miethöhe) jener der „Gartenstadt“ angeglichen werden. Zuzüglich sollte der Bauverein aber auch mit seinen Geldgebern verhandeln, damit auch von dort weiter Kredite an die fusionierte Genossenschaft fließen könnten.²²

In den ersten drei Jahren ihres Bestehens stand die Gemeinnützige Baugenossenschaft unzweifelhaft solider und besser abgestützt da. Die rein numerische Anzahl der von ihr erbauten Wohnungen entsprach fast der dreifachen Anzahl derer des Bauvereins, ihre Mitgliederzahl war doppelt so hoch. Aus dieser Position heraus müssen die Forderungen für eine Fusion gelesen werden, wie auch die schließliche Absage der ersten Verschmelzungsversuche: Kurz nach den ersten Sondierungen teilte der Vorstand der Baugenos-

senschaft Schmid Bürgermeister Thorbecke mit, dass in der außerordentlichen Generalversammlung des Bauvereins im Mai keine notwendige 2/3 Mehrheit für eine Fusion vorhanden war.²³

Die Rolle der Stadt

Nach den gescheiterten Fusionsverhandlungen lag es an der Stadt, nun ihr Verhältnis zu den beiden Genossenschaften zu klären. Durch die rasante Entwicklung des Dorfes zur Stadt hatte die Gemeinde wenig eigenen Grundbesitz, den sie zu einer Steuerung hätte einsetzen können. Für Bürgermeister Thorbecke lag hier ein Schlüssel für eine soziale Bodenpolitik: „Andere Gemeinden sind dazu übergegangen, sich frühzeitig zu billigen Preisen Gelände zu sichern, um Einfluß auf den Grundstückswert und -markt zu bekommen. Nur auf diese Weise konnten sie den zur Abhilfe der Wohnungsnot geschaffenen, überaus segensreichen Baugenossenschaften helfen“.²⁴

Thorbecke erschien eine Lenkung und Koordination der Bauvorhaben auf städtischem Gebiet unbedingt notwendig, was auch durch die Errichtung des städtischen Bauamtes zum Ausdruck gebracht wurde. Der Bebauungsplan der Stadt von

²⁰ StAS B II 1/73

²¹ StAS B II 1/73, 22.01.1913

²² StAS B II 1/73, 10.05.1913

²³ StAS B II 1/73, 07.07.1913

²⁴ Singener Nachrichten 28.11.1912

1908 (die vorhergehenden Pläne hatten sich meist mit dem Ausbau des bestehenden Feldwegenetzes befasst oder Gebiete zum Ausbau für die Industrie ausgewiesen) hatte erstmalig versucht in den baulichen Wildwuchs einzugreifen und neue Vorgaben zu erstellen. Demgemäß waren seine Eingriffe rigide. Seine Belange orientierten sich schon an der „neuen Stadt“ und nahmen auf die gewachsene Baustruktur wenig Rücksicht.

Eine Möglichkeit der Stadt, Gelder zielgerichtet zu verteilen, gab sie vor dem Bürgerausschuss bekannt: Sie habe eine Häuserbaukasse errichtet, mit einer Kapitalsumme von 1.000.000 Mark, die als Kredite für Neu- und Umbauten vergeben werden sollten.²⁵ Tatsächlich verliert sich die Spur dieser Häuserbaukasse aber nach der Abwicklung weniger Kredite in den Akten. Die Finanzdecke der Stadt dürfte auch für eine Weiterverfolgung eines solchen Projektes zu dünn gewesen sein.

Die Zusammenarbeit mit den beiden Genossenschaften bot sich also für die Stadt von selbst an. Dies konnte zum einen im Kauf von den Baugenossenschaften nicht benutzten Geländes geschehen. So versuchte die Stadt 1913 von der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Gelände am Niederhof zu kaufen oder zu tauschen, um es für eigene Gebäude zu nutzen. Tatsächlich verkauft die Genossenschaft „1 ha 30 ar 24 qm“ (die von der Stadt 1916 gegen Gelände am Kreuzenstein mit dem katholischen Stiftungsrat getauscht wurden

und Bauplatz für die „III. katholische Kirche in Singen“ [Herz Jesu] wurde).²⁶

Zum andern war es für die Stadt wichtig, dass man nach ihren Maßgaben baute. So befand es der Gemeinderat in seiner Sitzung am 26.09.1913 „es für richtig, dass ein generelles Projekt über Kanalisation und Straßenherstellung im Baugebiet der Baugenossenschaft entworfen wird, das Rücksicht auf die spätere Bebauung nimmt“.²⁷ Konkret ging es um den Kanalanschluss der Gartenstadt, der etwa auf Höhe des alten Niederhofes beginnen und dann auf das Gebiet der Gartenstadt verlängert werden sollte.

Um zu einer Zusammenarbeit zu kommen, bot die Stadt der Baugenossenschaft auf deren Anfrage hin an, die Kosten dieses Projekts komplett zu übernehmen, und zwar zu einer Hälfte in bar und in Höhe der anderen Hälfte Geschäftsanteile der Baugenossenschaft zu erwerben und so Mitglied zu werden. (Zwar hatte bei der Gründung Bürgermeister Busch als Mitglied Nr. 2 gezeichnet, aber die Stadt war außen vor geblieben.) Gleichzeitig stellte der Gemeinderat einen Antrag im Bürgerausschuss, „wegen Beitritts der Stadt zu dem Bauverein und Übernahme von 7 Anteilscheinen von je 200 Mark“.²⁸ Dies entsprach der Summe, die die Stadt bei der Übernahme der Kanalisationskosten mit Anteilen an der Baugenossenschaft übernehmen wollte. Der Gemeinderat wollte also ein Signal zur Gleichbehandlung der beiden

Genossenschaften setzen und in beiden mitwirken. Doch die Taktik der Stadt ging nicht auf.

Bevor es zu den geplanten Beitritten der Stadt kam, beauftragte Thorbecke den Aufsichtsratsvorsitzenden der Gartenstadt, Rudolf Brüggemann, die Bilanzen des Bauvereins zu untersuchen. Gemeinderat Brüggemann kam zu einem negativen Urteil, wichtige Posten würden fehlen, viele Häuserwerte seien zweifelhaft angegeben, die Abschreibungen zu niedrig angesetzt, die Bilanz insgesamt schwierig nachzuvollziehen. Insgesamt schätzte Brüggemann, dass der Bauverein wohl um eine Erhöhung der Mieten nicht herumkommen werde, wollte er „zu günstigeren Abschlüssen gelangen“.²⁹

Brüggemanns Prüfung schien zu hart gewesen zu sein, denn bei einer Routinekontrolle der Bücher über ein Jahr später fallen dem Verbandsrevisor Alfred Lang keine Ungereimtheiten auf. In einer generellen Bewertung für 1912 bis 1914 stellt er fest, dass die Bücher „sauber geführt und ohne Beanstandung“ waren und „die Verlust- und Gewinnrechnung zu keinem Bedenken Anlass (gibt)“. Schlussendlich stimmte „die Kasse mit dem Buchwert überein“.³⁰ Auch wenn dadurch das

25 StAS B A IV.3/451b 10.01.1913

26 StAS B A IV.3/44

27 StAS B A II.1/27

28 StAS B A II 1/28

29 StAS B II 1/28, 07.03.1914

30 StAS B II 1/28 14.08.1914

Urteil Brüggemanns relativiert wurde, nahm Bürgermeister Thorbecke Abstand von einem Beitritt. Für seine Einschätzung der Wirtschaftsfähigkeit des Bauvereins sollte jedoch das Ergebnis, das ihm Brüggemann präsentiert hatte, noch lange maßgeblich bleiben.

Kurz nach dem negativen Bescheid über den Bauverein brach auch die Option eines Beitritts zur Gemeinnützigen Baugenossenschaft weg. Die Stadt hatte zur Bedingung gemacht, dass nach ihrem Beitritt für alle Bauvorhaben der Genossenschaft nur noch Handwerker und Betriebe aus Singen beauftragt werden sollten. Dies lehnte die Baugenossenschaft ab. Obwohl der Vorstand der Baugenossenschaft das Angebot eines Beitritts der Stadt zwar noch „mit bester Verdankung“ quittiert hatte,³¹ musste er nun Thorbecke mitteilen, dass die Genossenschaft „im Interesse ihrer Mitglieder zur möglichst billigen Erstellung von Wohnungen verpflichtet“ sei und daher „nicht von den hiesigen Handwerkern allein abhängig sein (kann)“.³² Damit waren sämtliche Bemühungen der Stadt gescheitert. Weder hatte sie eine Fusion der beiden Genossenschaften herbeiführen, noch hatte sie als Mitglied Fuß fassen können.

Krisenjahre nach dem Ersten Weltkrieg

Kriegsschäden an Gebäuden hatte die Stadt Singen zwar nach dem Ersten Weltkrieg nicht zu beklagen, der erst gegen Kriegsende aufkommen-

de Luftkrieg war noch nicht in die Zivilstädte vorgezogen, aber die Wohnungsnot war ihr geblieben und hatte sich sogar noch verschärft. Zusätzlich litt die Bevölkerung noch lange nach Kriegsende unter Hunger und Not. Nahrungsmittel waren knapp und teuer, Kohlelieferungen kamen spärlich. Eine Volksküche im Hof der Ekkehardschule versorgte eher schlecht als recht die Bedürftigen, Arbeitslosen und Wohlfahrtserwerbslosen.³³ Ein Großteil der auf knapp 10.000 angestiegenen Einwohnerzahl wohnte unter extrem schlechten Bedingungen. Und hier hatten kinderreiche Familien noch besonders zu leiden. Der zunehmend beobachtbare Unwille der Vermieter, an solche Kinderreichen nicht mehr zu vermieten, rief schließlich den Gemeinderat auf den Plan, der es in der Sitzung am 28.08.1917 für „wünschenswert (hält), dass den Hausbesitzern, die sich grundlos weigern, Wohnungen an kinderreiche Familien zu vermieten, angedroht wird, seitens der Bezirkssparkasse die Kündigung der Hypotheken und falls diese Androhung nichts nützt zur Hypothekenkündigung geschritten wird“.³⁴ Die Drohung schien wenig bis nichts gefruchtet zu haben, denn neun Monate später sah sich der Gemeinderat gezwungen, sie zu erneuern, um sie dann auch – jedenfalls in zwei aktenkundig gewordenen – Fällen anzuwenden.³⁵

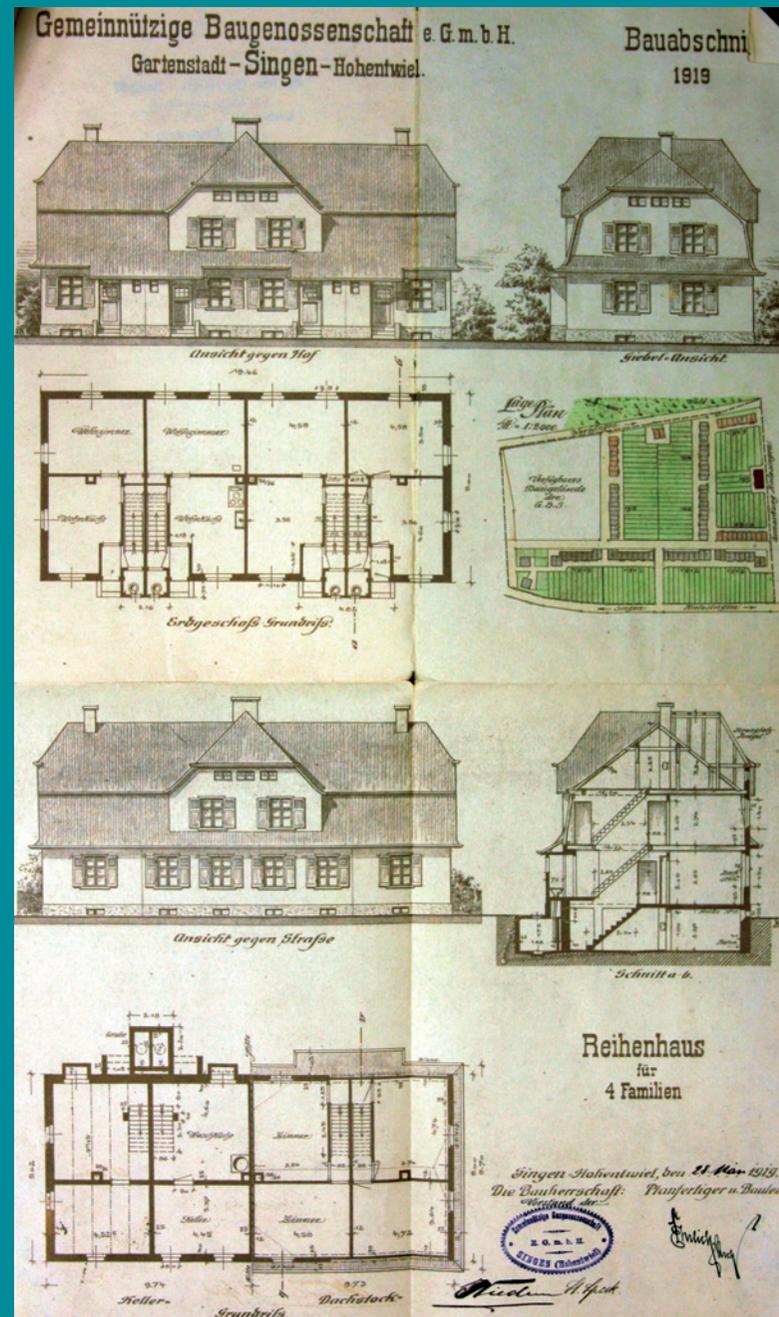
³¹ StAS B A II.1/27

³² StAS B II 1/28 19.03.1914

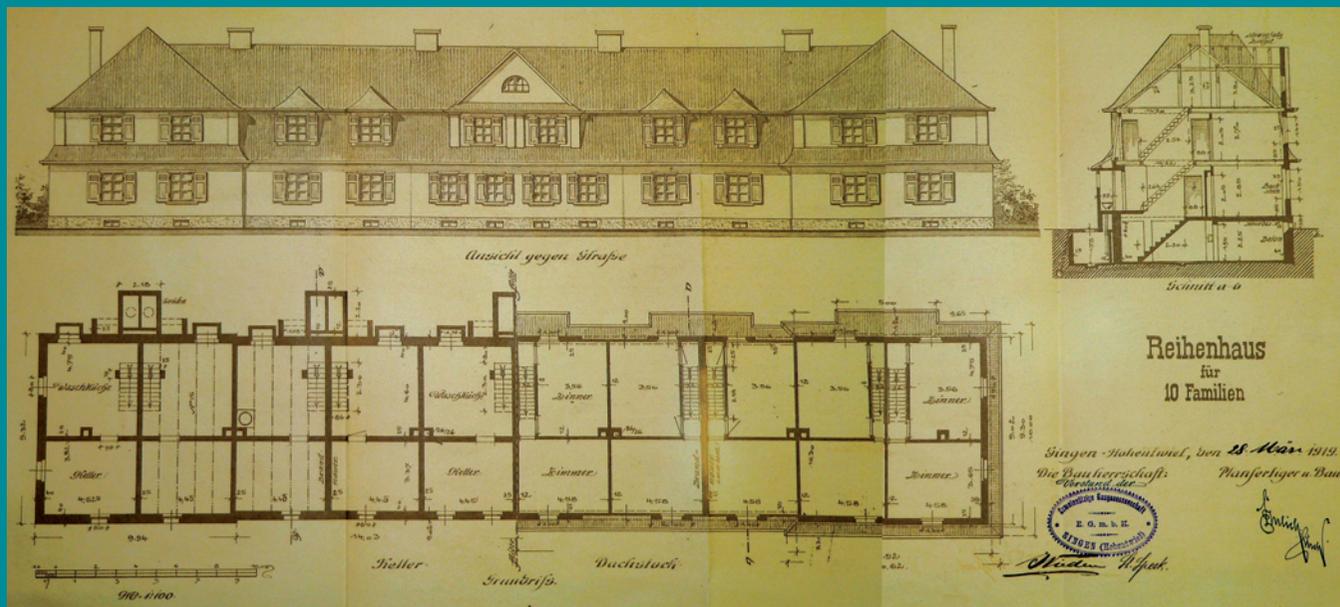
³³ StAS XX/91. Wohlfahrtserwerbslose waren Arbeitslose, die kein Arbeitslosengeld mehr bekamen und von der Unterstützung durch die Stadt abhängig waren.

³⁴ StAS B A II.1/75 28.08.1917

³⁵ StAS B A II.1/77 13.05.1918



«Gartenstadt», Bauabschnitt 1919
 Schon unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg nahm die Gemeinnützige Baugenossenschaft ihre Arbeit wieder auf. Der ursprüngliche Idealplan wird beibehalten und verwirklicht.



Realisierung der «Gartenstadt», Singen, ab 1919

„Die Wohnungsnot hat in Singen einen solchen Umfang angenommen, dass sich besondere Maßnahmen nicht mehr verschieben lassen“, hielt der Gemeinderat im November 1918 fest.³⁶ Im Rat wurde geschätzt, dass rund 300 Wohnungen fehlten. Angesichts der extremen Situation beschloss der Gemeinderat, die Stadt sollte selbst als Bauherrin aktiv werden und Gelder der Stadt zur Vollendung der im Krieg gestoppten Bauvorhaben einsetzen. Bereits am 18.05.1918 hatte die Stadt ein Wohnungsamt eingerichtet, das versuchte, alle Wohnungen in Singen zu erfassen und die Vergabe zu regulieren, um so wenigstens den am meisten Bedürftigen Wohnraum zur Verfügung stellen zu können.³⁷ Diese Zwangsbewirtschaftung der Wohnungen trieb mitunter auch bizarre Blüten: Einzelne Personen handelten mit der Stadt Singen eine Prämie aus, falls sie ihre momentane Wohnung räumten. Meist zahlte die Stadt eine Summe um die 100 Goldmark, aber eine Forderung beschied sie abschlägig: 5.000 Mark verlangte ein Mann als Preis für das Freimachen einer Wohnung!³⁸

Die „Gartenstadt“ wird weiter gebaut

Die Gemeinnützige Baugenossenschaft wartete nur darauf, nach dem Krieg weiter bauen zu können. Für ihr Viertel der Gartenstadt legte Architekt Ehrlich bereits Ende 1918 die Pläne für den Ausbau um drei Reihenhäuser vor, von denen eins 10 das zweite 8 und das dritte 4 Wohnungen aufweisen sollte. Bei den neuen Häusern in der Gartenstadt „sollen kinderreiche Familien, Familien von Kriegsteilnehmern und Kriegsbeschädigten sowie der im Kriege Gefallenen vorzugsweise berücksichtigt werden.“³⁹ Die Baugenossenschaft beabsichtigte, die Kosten durch einen Eigenanteil von 132.000 Mark, eine Hypothek bei der Bezirkssparkasse und einen Kredit von der Maggi über 80.000 Mark zu finanzieren.

Schon während der Berechnung der Baukosten galoppierte die Inflation weiter – die bereits im ersten Kriegsherbst 1914 eingesetzt hatte – und die entstehenden Überteuerungen waren von der

Baugenossenschaft nicht mehr alleine zu schultern. Allein vom 22. April auf den 6. November 1919 verdoppelten sich die Baukosten.⁴⁰ Das Bauen wurde auch für die „Gartenstadt“ mehr und mehr zum unkalkulierbaren Risiko. Man musste bei der Stadt einen Zuschuss von 316.134 Mark beantragen. Aus Reichs- und Landesmitteln sollten Baukostenzuschüsse den wankenden Baugenossenschaften nicht nur in Singen helfen. Die Stadt versuchte zusätzlich noch durch Baumaterialien Unterstützungen zu leisten. So hatte sie hier „Backsteine sichergestellt“, dort „Holz aus Heeresbeständen erworben“. Ein anderes Mal gab sie die Ankunft von „30 Waggons Zement“ bekannt.⁴¹

Aus Gründen der Parität zögerte die Stadtverwaltung jedoch, den ihr zugesagten Baukostenzuschuss in voller Höhe der Baugenossenschaft weiterzugeben. Erst als aber die Preise weiter stiegen und sowohl vom Bauverein als auch vom ortsansässigen Architekten Hänssler die Zusicherungen kamen, keine Bauabsichten zu hegen, sicherte der Gemeinderat der Baugenossenschaft den vollen beantragten Baukostenzuschuss von 316.000 Mark zu, unter der Bedingung, dass sofort mit dem Bauen begonnen wird, was „von dem Gemeinderat

36 StAS B A IV.2/33a Vorlage vom 01.11.1918,

37 StAS B A II.1/77 24.05.1918

38 StAS B A II.1/80 03.03.1924

39 StAS B A IV.3/456 18.07.1919

40 StAS IV.3/456 18.07.1919 und 23.02.1920

41 StAS IV.3/456 12.09.1919 und passim

Speck als Vorsitzendem der Gemeinnützigen Baugenossenschaft ausdrücklich zugesagt wird“.⁴² Aber schon während der Zeit des Zögerns seitens der Stadt hatte die Baugenossenschaft schon wieder eine Aufstockung der Kostenzuschüsse beantragen müssen.

Zwar verzeichnete die Baugenossenschaft bereits am 31.10.1919 in ihrer Buchung einen Baukostenzuschuss von 316.000 Mark, überwiesen von der Stadtgemeinde Singen,⁴³ aber für die beantragte zusätzliche Aufstockung der Baukostenzuschüsse bedauerte das angefragte Arbeitsministerium endgültig „aus Mangel an Mitteln über den ... vorgesehenen Betrag von 316.000 Mark nicht hinaus zu gehen und müssen es der Genossenschaft überlassen, Mittel und Wege zur Aufbringung der restlichen Mittel zu finden“.⁴⁴

Durch das Ausbleiben der Gelder sah sich die Baugenossenschaft „großen finanziellen Schwierigkeiten“ gegenüber, insbesondere auch deshalb, da „das Ministerium bei einer in dieser Angelegenheit letzthin gehaltenen Besprechung uns in keiner Weise bindende Zusagen über finanzielle Unterstützung gegeben hat“.⁴⁵

Die Situation war äußerst prekär. Jeder weitere zeitliche Verzug hätte unendlich weiter steigende Kosten bedeutet, nur ein sofortiger Baubeginn die Ausgaben auf den Status quo einigermaßen fixiert. Aufgrund der ausbleibenden Mittel des Bauminis-

teriums beschließt der Gemeinderat, die Baugenossenschaft möge „bei irgend einem Kreditinstitut sich diese Summe verschaffen, und wird dann die Stadtgemeinde, sofern es nötig ist, die Bürgerschaft übernehmen“. Dagegen gab die Baugenossenschaft zu bedenken, dass ein Kredit (anstelle eines Baukostenzuschusses) mit seinen Zinsen eine wesentliche Verteuerung der Mieten zur Folge haben werde und für sie deshalb nicht in Frage kommen könne. Der Gemeinderat entsprach schließlich den Nöten der Baugenossenschaft und schoss die erforderlichen Mittel als Vorschuss zu den Baukostenzuschüssen hinzu. „Unter bester Verdankung“ (und wohl mit großer Erleichterung) nahm die gemeinnützige Baugenossenschaft dies zur Kenntnis.⁴⁶ Der Ausbau der Gartenstadt konnte beginnen. Im Juni 1920 konnten die zwei Häuser mit 18 Wohnungen bezugsfähig gestellt werden.

Weitere Häuser waren von dem Singener Architekten Ehrlich bereits geplant, aber die Baugenossenschaft kam weiter ins Schlingern. Die von der Stadt gewährten Vorschüsse konnten nicht zurückgezahlt und die erwarteten Überteuierungen der geplanten Bauten nicht realistisch kalkuliert und noch weniger finanziell gedeckt werden. Zudem hätte das Bauen mit solch horrenden Konditionen die Mietpreise in Singen nach oben getrieben, und das war mit das Letzte, was die Baugenossenschaft haben wollte, die hier einmal mehr den genossenschaftlichen Aspekt ihrer Organisation in den Vordergrund stellte.⁴⁷

Diesem sozialen Anspruch zum Trotz sorgte die Inflation dafür, dass die Baugenossenschaft schließlich doch noch mehrmals die Mieten in ihren Häusern erhöhen musste, allein um die laufenden Kosten in ihren Häusern decken zu können. Innerhalb eines Jahres stieg die Miete einer 3-Zimmer-Wohnung in der Gartenstadt von 150 Reichsmark zum Juni 1923 auf 1.500 Reichsmark.

Daraufhin ruhte seitens der Baugenossenschaft die Bautätigkeit. Die Inaktivität sollte bis 1926 andauern.

Die Nachkriegszeit beim Bauverein

Die Lage des Bauvereins war nach dem Ersten Weltkrieg verglichen mit der Gemeinnützigen Baugenossenschaft wesentlich dramatischer. Die ohnehin dünne Personaldecke war durch Kriegseinberufungen noch weiter geschrumpft. Finanziell stand der Verein alles andere als gut da, der Zusammenbruch war nur notdürftig verhindert worden.

⁴² StAS B A IV.3/456 12.9.1919

⁴³ ABO, Journal S. 90

⁴⁴ StAS B A IV.3/456 31.12.1919

⁴⁵ StAS B A IV.3/456 14.11.1919

⁴⁶ StAS B A IV.3/456 19.11., 25.11., 2.12. und 8.12.1919

⁴⁷ So der Beschluss der Generalversammlung der Baugenossenschaft an das Bürgermeisteramt, in: StAS B A IV.3/456 8.8.1921

Noch während des letzten Kriegsjahrs erklärte sich die Generaldirektion der Großherzoglich badischen Staatsbahn bereit, den Bauverein zu sanieren. Mit Hinblick auf die Struktur des Eisenbahnervereins würde sie „Kapitalien zur Verfügung stellen, und zwar im größeren Umfange, wenn dieser für sich oder zusammen (mit der Gemeinnützigen Baugenossenschaft, F.H.) die Schaffung einer grösseren Ansiedelung von Bahnangestellte und Arbeiter in der Nähe des neuen Güter- und Verschubbahnhofes erstellen würden“.⁴⁸ Dies rettete den Verein. Seine bestehenden Hypotheken wurden von der Großherzoglich badischen Staatsbahn übernommen und zu einem günstigeren Zins wieder gewährt. Die noch offenen Handwerkerschulden wurden ebenfalls übernommen und kamen nun als Hypothek zum Bauverein zurück. Personelle Umstrukturierungen und die Neuaufnahme von 21 Mitgliedern rundeten die Sanierungsmaßnahmen ab.

An der Radolfzeller Straße wurde man auf der Suche nach geeignetem Bauland fündig. Die Gewanne „Holzäcker“ und „Oberzellerhau“ konnten von der Erbgemeinschaft von Enzenberg schon 1919 erworben werden, die Staatsbahn übernahm den Kaufpreis. Der Gewannname „Oberzellerhau“, der bald zum Übernamen des Bauvereins und der späteren Baugenossenschaft werden sollte, verweist noch auf die Zugehörigkeit zu Radolfzell. Der Wald „Zellerhau genannt“, immerhin geschätzt auf 160–280 Klafter Bauholz im Jahr, wechselte 1784 für 5.039 Gulden zum

Obervogt Frey in die Singener Herrschaft.⁴⁹ Nun, 135 Jahre später, konnte das „Bauholz“ gut eingesetzt werden.

Im Frühjahr 1920 konnte mit dem 1. Bauabschnitt, der Erstellung von 30 zweigeschossigen Reihenhäusern, begonnen werden. Im ersten Haus in der Jahnstraße bekam der Bauverein auch seine erste Geschäftsstelle, noch in einer Wohnstube bei „Mutter Schneider“. Hier versah Karl Schneider die Geschäfte der anwachsenden Genossenschaft.

Insgesamt waren 50 Wohnungen geplant. Die Deutsche Reichsbahn, die 1920 die deutschen Länderbahnen, darunter die Badische Staatsbahn, übernommen hatte, sicherte nicht nur die 90%ige Deckung der Baukosten zu, sondern wollte auch für die sich abzeichnenden Überteuerungskosten mittels eines Darlehens auffangen, zu dem allerdings die Stadt ebenfalls einen Teil beisteuern sollte. Diese benutzte wiederum die Verhandlungen, um so ein freies Kontingent von einem Drittel der projektierten Wohnungen herauszuschlagen, das der Stadt zur Verfügung stehen sollte und nicht an die Mitglieder des Bauvereins oder andere Eisenbahnbedienstete abgegeben wurde.⁵⁰

Trotz dieser Widrigkeiten konnten die Häuser im selben Jahr noch fertiggestellt werden. Nicht nur in den „30 Wohnungen im gefälligen Einfamilien-Reihenhaustyp erstellt“ hatte sich Architekt Georg von Teuffel aus Karlsruhe an den Bauten der



*Bauvereinshäuser an der „Radolfzeller Straße“
Im „gefälligen Einfamilien-Reihenhaustyp“ wurden an der frühen
Radolfzeller-, späteren Aluminiumstraße diese Häuser errichtet
(Bild von 1982).*

Gartenstadt orientiert: Den Wohnungen mit je 76 Quadratmetern Wohnfläche waren nicht nur jeweils ein Stall für Kleintierhaltung, sondern auch 320 Quadratmeter Garten zugeordnet worden. Die Wohnungen wurden an Vereinsmitglieder verlost und waren begehrt: „die Mitgliederzahl (wuchs) von 54 auf 243“.⁵¹

48 StAS B II 1/76 19.04.1918

49 StAS Enzenberg 47 A I 26/4

50 StAS A II.1/135, 25.6.; 27.08.1920 und passim

51 StAS B A II.1/028 Geschäftsbericht 1934

Die Umsetzung des 2. Bauabschnittes gestaltete sich auch für den finanzkräftigen Geldgeber als schwierig. Mittlerweile war die Überteuerrungsrate auf das 40-fache der noch 1920 kalkulierten Kosten gesprungen. Die Stadt Singen konnte dem Bauverein keine weiteren Deckungszusagen machen, da sie selbst in erheblichen finanziellen Schwierigkeiten steckte. Ein letzter Versuch des Bauvereins, einen stark reduzierten Bauabschnitt von 8 Wohnungen zu finanzieren, scheiterte 1923.

Die Stabilisierung der Währung mit der Einführung der Goldmark (01.12.1923) brachte zwar eine 80%-Aufwertung der bestehenden Immobilien und der Spareinlagen des Vereins und somit eine relative Erholung. Die gleichzeitig erfolgte Aufwertung der Geschäftsanteile hatte aber eine Kündigungswelle der Mitglieder zur Folge, die ihre Anteile auf dem freien Markt verkauften. Bitter kommentierte noch zehn Jahre später ein erster Chronist dieses unsozialistische Verhalten: „Dieses Vorgehen kann nicht als genossenschaftlich angesprochen werden und es wird auf solche Mitglieder gerne verzichtet.“⁵²

Auch beim Bauverein ruhte schließlich die Bautätigkeit und auch hier sollte dieser Zustand bis 1926 andauern.

52 StAS B A II.1/028 Geschäftsbericht 1934

53 StAS B A II.1/30 29.12.1919

54 StAS B A II.1/76, 07.09.1918

55 StAS B A II.1/76, 06.05.1919

Bündelung der Kräfte oder getrennt marschieren?

Nach dem Ersten Weltkrieg begannen die Fusionsbestrebungen erneut. In einem Rundschreiben warnte das Badische Arbeitsministerium davor, dass die erfolgte Bevorzugung von Bauvereinen und -genossenschaften bei der Gewährung von Baukostenzuschüssen zu einer „erheblichen Anzahl“ von Neugründungen geführt hat, die wohl die nächste Zeit nicht überstehen werden: „So wurden in mittleren und kleineren Dörfern Baugenossenschaften gegründet, wo zwar die Errichtung einer Anzahl von Bauten sicherlich einem dringenden Bedürfnis entspricht; sind diese aber erstellt, so werden manche Genossenschaften ein weiteres Tätigkeitsgebiet nicht mehr haben und zur Auflösung oder zum Stillstand kommen.“

Die Änderungsvorschläge des Arbeitsministeriums richteten sich an den Gemeinderat Singen mit der Aufforderung „zur Einsichtsnahme“ und dem Ersuchen um Verständigung des „Bauvereins“ und der „Gemeinnützigen Baugenossenschaft Singen“. In einem Zusatzpapier wird dazu geraten, „zur Vermeidung einer zwecklosen und schädlichen Zersplitterung ... die vorhandenen, namentlich die 1919 neugegründeten Bauvereinigungen zusammen zu schliessen oder zu verschmelzen“.⁵³ Das war deutlich und hätte eigentlich Wasser auf die Mühlen des Singener Bürgermeisters Thorbecke sein sollen. Dieser blieb jedoch dem Bauverein

gegenüber skeptisch, denn er mutmaßte seit langem, dass der Bauverein an dem allgemeinen Desinteresse seiner Mitglieder und an der schlechten finanziellen Lage kranke, die auf Misswirtschaft zurückzuführen sei.⁵⁴ Er kenne insbesondere die „schlechte Finanzwirtschaft und schlechte Führung unter der Leitung des Herrn Architekt Herrmann zu gut“. Der Bauverein wäre schon längst Bankrott gegangen, wenn nicht die Generaldirektion der Badischen Staatsbahn für den Verein eingetreten wäre.⁵⁵ Auch die Generaldirektion der Badischen Staatsbahn hatte vor Jahresfrist mit dem Angebot, den Bauverein zu sanieren, eine Verschmelzung der beiden Genossenschaften angeregt und so eine neue Fusionsdebatte eröffnet.

Noch während des Krieges, im Februar 1918, waren die Gemeinnützige Baugenossenschaft gemeinsam mit der Stadt Singen Mitglieder des Badischen Baubundes geworden. In dessen Aufsichtsrat saßen neben dem Singener Bürgermeister Paul Thorbecke auch der Direktor der Maggi-Werke, Gemeinderat und Aufsichtsratsvorsitzender der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Rudolf Brüggemann. Mithin zwei Leute, die dem Bauverein nicht besonders gewogen waren, auch Brüggemann teilte Thorbeckes Bedenken dem Bauverein gegenüber.

Thorbecke schätzte im Kontakt mit Brüggemann „eine Verschmelzung (als) sehr schwierig“ ein, keinesfalls dürften so unterschiedlich situierte

Vereine zusammenkommen, „und die Voraussetzung (muss) die sein, dass der finanzielle Status des Bauvereins im Zeitpunkt der Verschmelzung der beiden Vereine nicht schlechter sein darf, als wie der der Baugenossenschaft“.⁵⁶ Offensichtlich verfolgte Thorbecke die Fusion nicht mehr mit Elan.

Ob er den Gedanken an eine Fusion vollständig aufgegeben hatte, kann nicht mehr erschlossen werden. Der Jurist Paul Thorbecke trat angesichts des Wahlergebnisses von 1919 als Bürgermeister zurück. Als Liberaler sah er bei den jetzt stärksten Parteien Zentrum und SPD keinen Rückhalt mehr.

Als am 23.02.1920 die Gemeinnützige Baugenossenschaft die Stadt bat, „sich mit einer möglichst großen Anzahl von Stammanteilen als Mitglied in unsere Genossenschaft aufnehmen lassen“,⁵⁷ war der Gemeinderat sofort mit einer Beteiligung von „etwa 200.000 Mark“ einverstanden.⁵⁸ Grund für die Aufforderung war die veränderte Gesetzeslage, nach der nun die Kommunen zwingend in existierenden Bauvereinigungen Mitglied sein mussten. Für den Vorstand bestätigen der technische Direktor Johannes Niederer und Arbeiterausschussvorsitzender Stephan Speck den Eintritt der Stadt. Die endgültige Regelung des Beitritts sah vor, dass die Summe zur Hälfte als Beteiligung mit 500 Geschäftsanteilen (à 200 Mark) und zur Hälfte als Darlehen geleistet werden sollte, wobei auf die „Rückzahlung des weiteren Betrages Verzicht geleistet werden würde“.⁵⁹

Dem Bauverein war das Beitreten der Stadt zur Gemeinnützigen Baugenossenschaft nicht entgangen und er forderte nun seinerseits die Stadt zum Beitritt in den „Bauverein Singen“ auf, „da die Stadtgemeinde Mitglied der Gemeinnützigen Baugenossenschaft ist“.⁶⁰ Für dieses Beitrittsgesuch findet sich keine Antwort der Stadtverwaltung und auch keine Eintrittsbestätigung seitens der Bücher des Bauvereins. Erst vier Jahre später gab die Stadt Singen nach einer erneuten Anfrage dem Bauverein unmissverständlich Bescheid, sie könne keine Anteile zeichnen. Die Stadt habe sich mittlerweile entschlossen, ihre Mittel nicht als Darlehen zu vergeben, sondern selber zu bauen, „um die Gewähr dafür zu haben, dass auch tatsächlich die Wohnungen schnell gebaut und zum Bezug fertiggestellt werden“.⁶¹ Spätestens zu diesem Zeitpunkt 1924 waren etwaige Fusionsbestrebungen vom Tisch.

Die Stadt wird Bauherrin

Angesichts der sich zuspitzenden Situation sah sich der Gemeinderat 1919 genötigt, „nicht nur durch Gewährung der Baukostenzuschüsse, von Hypotheken und die Verfügungstellung von Baugelände, sondern auch aktiv, d.h. durch Erstellung von Wohnbauten an der Beseitigung der Wohnungsnot mitzuwirken“. Durch die Baukostenübersteuerung würden für absehbare Zeit „nur noch die Gemeinden und die Baugenossenschaften beziehungsweise die Baugesellschaften ... allein in der Lage sein zu bauen“.⁶²

Um wenigstens diesen Körperschaften die Bautätigkeit zu realisieren, verfolgte die Stadt Singen zu Beginn der 1920er Jahre eine mehrgleisige, nicht immer klare Strategie. Auf Paul Thorbecke im Bürgermeisteramt war Dr. Otto Jägler gefolgt, der zwar als Parteiloser eine Mehrheit im Gemeinderat auf sich vereinigen und auch Ansprechpartner in der SPD finden konnte, aber als liberal Ausgerichteter „keine Experimente“ in wirtschaftlicher Hinsicht zu wagen gedachte.

Die Stadt Singen war schon durch die Gewährung der Baukostenzuschüsse am Rande des Bankrotts. Das Bürgermeisteramt bat das Arbeitsministerium Karlsruhe dringend um Zuteilung von Landesgeldern: „Die dadurch entstandene finanzielle Belastung geht weit über die Leistungsfähigkeit der Gemeinde hinaus. Die Wohnungsnot dagegen ist in Singen grösser als in irgend einer anderen mittleren Stadtgemeinde. Wir wären daher für baldgefl. zusagenden Bescheid dankbar.“⁶³ Im Februar 1921 stand die Stadt, wie sie dem Badischen Bezirksamt in Konstanz berichtete, mit einem Schuldenberg von 15 Millionen dicht vor dem Kollaps.⁶⁴

56 StAS B A II.1/76 08.05.1918

57 StAS B A II.1/27

58 StAS BA IV.3/456

59 StAS B A IV.3/456 03.06.1920

60 StAS B II 1/28 08.07.1920

61 StAS B II 1/28 01.04.1924

62 StAS IV.2/34 Vorlage vom 16.04.1919

63 StAS B A IV.3/456, 26.06.1920

64 StAS B A IV.3/456, 03.02.1921



*Das Singener Notgeld
Mit Scheinen wie diesen zahlte man in Singen
1922/23. Sie waren von der Stadt, aber auch von
Firmen wie der Maggi (rechts unten) herausgegeben
worden, obwohl der Staat das nicht gerne sah.*

*Das gesamte Singener Notgeld ist für Sammler und
Interessenten zusammengestellt im SINGEN
Jahrbuch 2007.*

Trotz dieser angespannten Lage erstellte die Stadt in eigener Bauherrschaft bis 1922 zwei Wohnkolonien mit 28 Wohnungen an der damaligen Haldenstraße, der heutigen Major-Scherer-Straße und Thurgauer Straße. Am Harsengraben entstanden 24 3-Zimmer-Wohnungen, deren Endabrechnung 6,22 Millionen Reichsmark betrug, bei einer Anfangskalkulation von 1,6 Millionen. Es handelte sich allerdings um die Zeit der beginnenden Hyperinflation.

Das Engagement der Stadt als Bauherrin währte jedoch nur kurz. Nach der Stabilisierung der Währung 1923/24 sah sie sich vor die Frage gestellt, ob sie weiterhin in einem Markt mit kleiner Rendite bei großer Abnutzung und schwieriger Realisation investieren sollte. Noch einmal lud die Stadt 1924 in den „Kreuzsaal“. Die Versammlung sollte eine weitere gemeinnützige Baugesellschaft gründen und zeitigte einen Anfangserfolg. Neben der Stadt

Singen, die Anteile in Höhe von 10.000 Goldmark zeichnete, beteiligten sich auch die Oberländer Zeitung mit 500 Goldmark, die Großhandlung Sauer, die Lagerhaus-Gesellschaft, aber auch der Baustoffhändler Franz X. Ruch, das Gipsergeschäft Engesser & Ehinger, Kaufmann Peter Oexle bis hin zum Geistlichen Rat August Ruf an der neuen Gesellschaft.⁶⁵ Diese Gesellschaft war also eindeutig wieder bürgerlich ausgerichtet. Trotzdem gelang es der Stadt nicht, die großen Firmen mit an Bord zu holen. Von den Aluminium-Walzwerken kam eine deutliche Absage, nicht nur für dieses Projekt. Sie teilten der Stadtverwaltung mit, sie bedauere, „nicht der gemeinnützigen Baugenossenschaft beitreten zu können. ... (da wir) den Eindruck gewonnen haben, dass es sich bei der Gründung der gemeinnützigen Baugenossenschaft um ein reines Wohltätigkeitsunternehmen handelt, ... Die Mittel, die wir für wohlthätige Zwecke verwenden, sind bereits erheblich genug ... die Gemeinnützige Bau-

genossenschaft, ... kann u. E. nur zu einem Erfolg führen, wenn sie auf klarer kapitalistischer Grundlage aufgezogen wird ... diese Voraussetzungen halten wir nach den uns zugegangenen Nachrichten nicht für gegeben.“⁶⁶

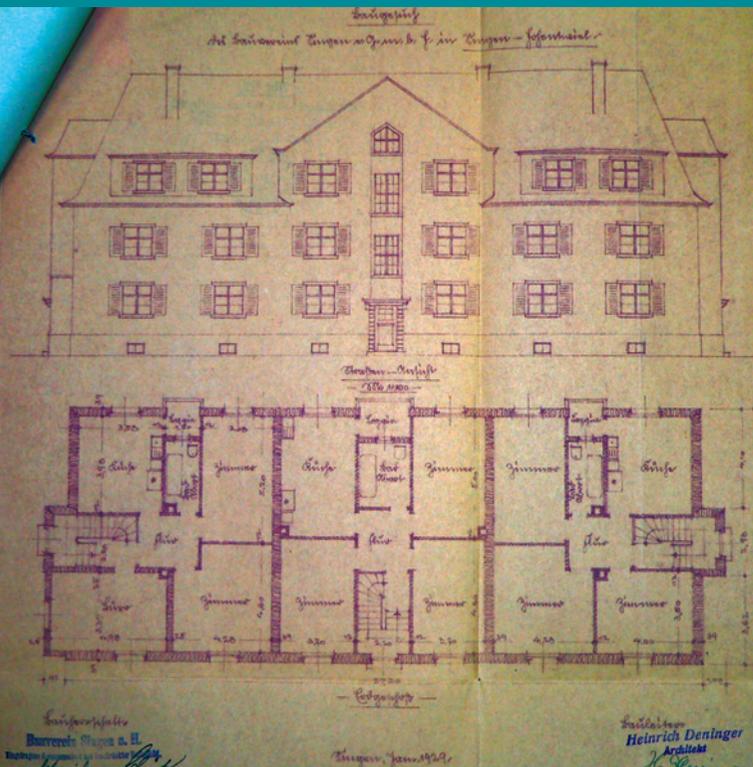
Einen Tag später kam auch von der Fittingfabrik und den Maggi-Werken eine Absage. Beide Firmen bedauerten höflich, wiesen aber auf ihre jeweils eigene Bautätigkeit hin, die sie genug in Anspruch nehmen würde.⁶⁷ Wenn die Stadt ernsthaft damit gerechnet hatte, diese Firmen beteiligen zu können, so hatte sie sich als recht blauäugig offenbart.

Verschnupft hatte dagegen der Schlingerkurs der Stadt den Bauverein. Er beklagte, dass die Stadt

65 StAS B A II.1/103 20.2.1924

66 StAS B A II.1/103 29.2.1924

67 StAS B A II.1/103 1.3.1924



*Blockbebauung des Bauvereins, 1929
Mit der Bauform des Wohnblocks ging der Bauverein ab 1929 über
seine bisherige Reihenhauses-Konzeption hinaus. Diese Häuser
steigerten das Wohnungsangebot deutlicher.*

einer neu zu gründenden Baugesellschaft beitreten wolle, wo doch am Ort schon deren zwei existierten. Die Stadt wolle doch „erst mit den bereits vorhandenen Gesellschaften in Verbindung treten um diese über die zu ergreifenden Massnahmen und ihre Leistungsfähigkeiten zu hören“.⁶⁸ In ihrer Antwort musste die Stadt dem Bauverein gegenüber einräumen, dass die „beabsichtigte Baugesellschaft wegen mangelhafter Beteiligung nicht zustande kommen kann“.⁶⁹

Nach diesem Scheitern kehrte die Stadt zu einer Politik der „aktiven Förderung der privaten Bautätigkeit durch Gewährung von Baudarlehen“ zu-

rück.⁷⁰ Da beide Baugenossenschaften 1924 nicht bauen konnten, unterstützte die Stadt den Bau von 43 Wohnungen, ein Jahr später elf verschiedene Bauherren, die 19 Wohnungen erstellen konnten.⁷¹ Dabei konnte sie aber lediglich ein Fünftel der Darlehensgesuche berücksichtigen. In Singen standen in diesem Jahr „etwa 950 Wohnhäuser“.⁷² Bürgermeister Dr. Edmund Kaufmann notierte, „dass in der Zeit vom 1. Januar 1920 bis zum 31. Dezember 1925 in hiesiger Stadt ungefähr 433 Wohnungen erstellt wurden“.⁷³ An der Wohnungsnot jedoch veränderte sich nichts. Die Lage wurde so drückend, dass der Gemeinderat bei der Reichsbahndirektion in Karlsruhe nach dem Kaufpreis ausrangierter Waggons nachfragte: „Zur Unterbringung von obdachlosen Familien beabsichtigen wir eine Anzahl ausgemusterter Personenwagen zu erwerben und bitten um gefl. Mitteilung, ob und zu welchem Preis solche Wagen z. Zt. dort verkäuflich sind“.⁷⁴

Wiederaufnahme der Bautätigkeit

Die sich langsam stabilisierende Konjunktur und die Einführung der Goldmark hatte der Gemeinnützigen Baugenossenschaft die Abwicklung ihrer Restschulden ermöglicht. Die wirtschaftlich drückende Lage seit der Inflation hatte jedoch auch zu einer personellen Krise geführt, die erst in den Folgejahren wieder gemeistert werden konnte. Die „Uneinigkeit der Mitglieder schaltete vorübergehend langjährig bewährte Kräfte aus“.⁷⁵

Lesen Sie weiter die «Geschichte der BGO», ab Seite 39!

Beide Baugenossenschaften nahmen erst 1926 wieder ihre Aktivitäten auf. Für beide stand die Komplettierung ihrer begonnenen Siedlungen im Vordergrund. Der Bauverein konnte an der Jahnstraße (der heutigen Karl-Schneider-Straße) und an der Oberzellerhau sechs Doppel- und 4-Familien-Häuser mit insgesamt 36 Wohnungen erstellen. Der ausführende Architekt Deninger bemühte sich, möglichst nah an die Konzeption von 1920 zu bauen, deshalb hatten die meisten Häuser auch zusätzlichen Raum zur Kleintierhaltung oder Schopfanbau. Inzwischen war die Reichspost zu den Anteilseignern des Bauvereins hinzu gestoßen, so dass in der Jahnstraße jetzt Wohnungen an Postbeamte abgegeben werden konnten.

Die Gemeinnützige Baugenossenschaft baute weiter in der Gartenstadt. Die Neubauten, konzipiert von dem Architekten Trögl jun., besaßen zum Teil bereits ein Bad und eine bessere Ausstattung als die bereits bestehenden. Die Attraktivität der Siedlung wurde noch einmal gesteigert durch die Einrichtung eines Lebensmittelladens sowie einer Metzgerei mit Wurstküche und Räucherammer.

68 StAS B II 1/28 25.02.1924

69 StAS B II 1/28 01.04.1924

70 StAS II.1/103 Bodensee Zeitung 17.01.1925

71 StAS B A II.1/103

72 laut Artikel der Oberländer Zeitung vom 18.09.1925

73 StAS B A II.1/103, 07.01.1926

74 StAS B A II.1/103 07.04.1926 Die Reichsbahndirektion antwortete eine Woche später: „Wir können Ihnen einige Wagenkasten von ausgemusterten Personenwagen mit Seitentüren zum Preise von je 300.- RM ... verkaufen.“

75 Gemeinnützige Baugenossenschaft eGmbH. Singen Hohentwiel (Hg.), Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum 1910-1960, Singen 1960, S.31



Die Gartenstadt der 1920/30er Jahre

Auszüge aus den Lebenserinnerungen von Hermine Seide, geb. Joos

aufgeschrieben von Cornelia Röhlke

„Herminele, es ist zwölf, du hast einen Bruder bekommen, ein kleines Brüderle, rief unsere Nachbarin mir zu!“, erzählte Großmutter Hermine Seide über die Geburt ihres jüngeren Bruders Siegfried. Diese Szene, die sie als Dreijährige erlebte, gehörte zu den ersten Erlebnissen ihrer Kindheit.

Als sie 1920 in der Arbeiterstadt Singen geboren wurde und in der Gartenstadt aufwuchs, lagen das Ende des Ersten Weltkriegs und die Kaiserzeit erst wenige Jahre zurück. Das Leben in Deutschland war geprägt von den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Folgen des Krieges. ... Hermine Seide, hineingeboren in eine katholische, sozialdemokratische Familie, erlebte ihre Kindheit in dieser politisch und wirtschaftlich unruhigen Zeit dennoch als unbeschwert und glücklich: „Ich kam im April 1920 als erstes Kind meiner Eltern Mammert und

Hermine Joos in der Singener Gartenstadt zur Welt. Wir wohnten in einem neuen Reihnhaus der Baugenossenschaft, die mein Vater 1911 mitgegründet hatte. Singen war zu dieser Zeit eine Arbeiterstadt, die von den großen Fabriken geprägt war. Im Grunde bestand die Stadt aus zwei Teilen, die durch die Bahnlinie voneinander getrennt waren. ... Meine Eltern stammten nicht aus Singen, sondern waren aus den Dörfern Hausen an der Aach und Mauenheim in die Stadt gezogen, weil es dort mehr Arbeit gab. Besonders erinnere ich mich natürlich an Maggi, wo mein Vater arbeitete. ...

In der Gartenstadt lebten, so habe ich das damals empfunden, mehr oder weniger links eingestellte Menschen. Sie arbeiteten häufig in Kleinbetrieben (oder in den Großbetrieben) ... „Aluminium“, wie man das Aluminium-Walzwerk nannte, oder in der

*Die «Gartenstadt», um 1930
Neben der Gartenstadt war noch „freies Feld“ wie diese Aufnahme beweist. Das Foto wurde zu diesem Zeitpunkt noch von Rielasinger Boden aufgenommen.*

„Fitting“ bei Georg Fischer. Wir sagten, wir wohnen im „Block“. Heute würde man sagen, wir wohnten in einem Reihnhaus. Vor dem wirklich schönen Haus hatten wir einen schmalen Garten, einen Handtuchgarten, und daneben war freies Feld. Von unserem Grundstück hatten wir einen herrlichen Blick auf den Hohentwiel mit seiner großen Festungsanlage. ... Mein Vater war Verlager bei Maggi, obwohl er von Beruf Schreiner war. Aber während der Industrialisierung gingen viele Kleinbetriebe ein und die einfachen Handwerker waren froh, in der Fabrik Arbeit zu finden. ... Die Frauen um uns herum gingen alle zum Arbeiten in die Fabrik. Aber Mutter sagte immer: „Mammert, ich geh’ nicht in die Maggi!“ Das hatte sie sich zur Vorbedingung für die Ehe gemacht: Eine „Fabriklerin“ wollte sie nicht werden. Denn ihre Eltern besaßen im Dorf (in Mauenheim) den zweitgrößten Bauernhof. Außerdem war meine Mutter eine sehr hübsche Frau und wusste das auch. Als Frau eines Arbeiters putzte sie sich gern mit einem weißen Kragen. Und ich musste natürlich auch eine Schleife im Haar tragen. Sie ist immer Bauerntochter geblieben. ...

Sie blieb zu Hause, strickte Strümpfe und wir winkten ihr zu, wenn wir gingen. Dennoch trug sie auf ihre Weise zum Familieneinkommen bei. In unserem Handtuchgarten baute sie so geschickt Gemüse an, dass sie damit nicht nur die Familie versorgen, sondern sogar einen Teil verkaufen konnte. Es gab in Singen verschiedene Familien, die das Gemüse aus Mutters Garten gern nahmen. Sehr



*Familie Joos, Juli 1929
Mutter Hermine und Vater Mammert Joos mit den
Kindern Hermine und Siegfried in der Gartenstadt.*

bald musste ich es zum Verkauf in die Stadt tragen. Das gefiel mir nicht immer, denn der Weg war recht weit: eine halbe Stunde hin, eine halbe Stunde zurück. ...

In der Gartenstadt wurde nicht „proletet“, wie viele Leute in Singen und vor allem die Bewohner der Nordstadt meinten. Sie dachten immer, in der Gartenstadt lebten „Proleten“. Bei uns jedoch saßen die Leute, der eine oder andere wurde zwar auch mal geduzt, aber die Frauen haben alle untereinander „Sie“ gesagt. Und sie haben sich auch nicht gegenseitig in die Kochtöpfe geschaut. Wenn meine Mutter krank war – und sie war leider öfter krank –, durften wir früh am Abend bei unserer Nachbarin, Frau Brender, klopfen. Sie ist dann gekommen und hat ohne viel Worte nach der Mutter geschaut. Diese Hilfsbereitschaft der Nachbarin trage ich seitdem in mir. ... Frau Brender war eine gebildete Frau. Sie war Köchin von Beruf und hatte vor ihrer Ehe in Paris gearbeitet. Ihr Mann arbeitete als Laborant bei Maggi. Sie war – und das interessierte mich am meisten – nicht katholisch und gehörte auch nicht zu den „Bibelforschern“. Sie

war kein gottgläubiger Mensch, sondern eine Anthroposophin. Wenn ich in den Garten ging, haben wir über den Gartenzaun über Religion gesprochen. So klein ich war, nahm sie mich ernst.

Der Tagesablauf in den Familien war auf die Arbeitszeiten der Männer abgestimmt. Mein Vater fing früh am Morgen, etwa kurz vor sieben, an zu arbeiten und kam mittags um zwölf nach Hause. Um viertel zwei, 13.15 Uhr, musste er wieder in der Fabrik sein. Schlag 12.10 Uhr stand bei uns die Suppe auf dem Tisch. ... Damals gab es noch Stechuhren.

Wenn Vater nach Hause kam, hieß es bei uns: „Licht an, der Vater kommt.“ Das war fast symbolisch. Ich machte ihm immer die Haustür auf, ging ums Haus herum und schloss die Fensterläden. Wenn ich wieder hereinkam, saß mein Vater schon am Tisch und wir aßen Abendbrot. So ging es jeden Abend zu. ... Wenn Vater abends zu Hause war, hatte er Zeit für uns und war wie unser Lehrer. In meiner Schulzeit kamen am Abend auch manchmal Klassenkameradinnen zu mir. Dann saßen drei Mädchen vor ihm und jedem schrieb er seinen Aufsatz. Wenn abends die Sterne am Himmel standen, nahm er uns gern mit hinaus. Ich sehe ihn jetzt noch, wie er erklärte: „Das ist der große Bär, das ist der Drachen und das ist der Abendstern.“ ... Man könnte meinen Vater einen Arbeitergelehrten nennen. Über unserem Küchentisch hing das Abendmahl von Leonardo da Vinci und oben drüber



*Infrastruktur um die «Gartenstadt», um 1930
Entlang der Rielasinger Straße gab es schon einige
Gebäude der Gründerzeit. Hier etablierte sich die
erste Infrastruktur wie eine Wirtschaft und Metzgerei.*

Friedrich Ebert [Reichspräsident der Weimarer Republik 1919 – 1925]. Wir hatten auch eine mehrbändige Goethe-Ausgabe, gedruckt vom Cotta'schen Verlag zu Goethes Zeiten. Das war ungewöhnlich für einen Arbeiterhaushalt.

Im Alter von 20 Jahren gab sich mein Vater ein Leitfaden für sein Leben: „Herr, gib Rechenschaft von Deiner Verwaltung.“ Diesen Vorsatz beherzigte er über Jahrzehnte sehr ernsthaft. Über alle Einnahmen und Ausgaben führte er genauestens

*Gartenhaus der Familie Joos, 1941
„Mein Vater war Schreiner“ und konnte deshalb in dem „Handtuchgarten“ in der Gartenstadt selbst ein schönes Gartenhaus bauen, erzählt Hermine Seide.*



Buch. Wenn Mutter am Tag „ein Pfund Salz, drei Pfund Brot, 100 gr. Wurst“ auf die Tafel geschrieben hatte, trug Vater die Summen am Abend in ein kleines Büchlein ein. Er besaß mehrere solcher Büchlein; eines hieß „Lebensmittel“, andere „Kleider“ oder „Haushalt“. ... Jedes Detail schrieb er auf. Man konnte sehen, wie teuer Eier im Verhältnis zu dem waren, was er verdiente. Ein Kleid für Mutter kostete 50 Mark. Darum hatte sie auch nur fünf im Schrank. ... Vaters genaue Buchführung weckte eines Tages das Interesse der Freiburger Universität. Er stellte seine Bücher einem jungen Doktoranden zur Verfügung, der sie für seine Arbeit nutzte. Als Widmung schrieb er: „Lieber Herr Joos, anbei als kleine Überraschung ein Exemplar meiner Doktorarbeit. Es wird sie vielleicht freuen, wenn Sie sich an einigen Stellen wiederfinden. ... Mit freundlichen Grüßen, Ihr Doktor Daum.“ [Die 1931 publizierte Dissertation des Konstanzers Philipp Daum „Arbeitsverhältnisse und Struktur der Arbeiterschaft der Großindustrie Singen a.H. unter besonderer Berücksichtigung der Pendelwanderung“ ist eine der wenigen wissenschaftlichen Arbeiten über Singen, angefertigt in der Zeit vor 1933, d. Red.].

Mein Vater war ein überzeugter Sozialdemokrat aus dem christlichen Glauben heraus. Für ihn war die christliche Religion ein Leitpfad, wie man als Mensch sein soll. Gleichzeitig war er aber auch kritisch und verglich die Evangelien. ... Er sagte uns aber immer, dass es gefährlich sei, wenn die

Kirche oder eine Partei zu viel Macht hat. ... Mein Vater engagierte sich im Betriebsrat der Maggi, er war in der Verwaltung der Baugenossenschaft der Gartenstadt und er war – so lustig es sich anhört – der Gründer des Gemüchlichkeitsvereins und der Mitbegründer des Sterbevereins. Er war für diese Siedlung etwas ganz, ganz Wichtiges. Er hatte Einblick in die Verwaltung der Gartenstadt. Es kamen Leute zu ihm, die ihn fragten, ob er ihnen nicht eine Wohnung besorgen könne. Andere baten ihn, etwas für sie im Umgang mit den Behörden zu erledigen. Er konnte gut schreiben, das konnte nicht jedermann. „Herr Joos, können Sie nicht für mich an die Behörde schreiben? Herr Joos, ich habe hier etwas gekriegt, können Sie mir das erklären?“ Er war für die Menschen rings herum immer ein Berater und sehr diskret. Aber die Sorgen der anderen Menschen sind ihm auch sehr nahe gegangen. Wenn er besorgt am Küchentisch saß, sagte Mutter oft: „Mammert, nimms nit so streng. Er isch drauße jetzt. Du hascht ihm geholfe.“

Zum 25-jährigen Betriebsjubiläum bekamen die Maggi-Arbeiter vom Betrieb eine goldene Uhr geschenkt. Doch mein Vater war mit dem Geschenk gar nicht zufrieden: „Ach Kinder, ich will doch keine goldene Uhr, die ich ins Vertiko leg. Wisst ihr

was, es gibt ein Radio. Da kann man was lernen. ich geh’ jetzt zum Direktor Brüggemann und sag, ich möchte ein Radio.“ Der Direktor (immerhin ein Betrieb mit 2.000 Leuten) empfing ihn mit den Worten: „Hach, Herr Joos, haben sie wieder einen Sonderwunsch?“ Da antwortete mein Vater: „... Ich möchte ein Radio!“ Und dann hat der Brüggemann gesagt: „Tja, wissen Sie, unsere goldene Uhr, die kostet 150 Mark und das Radio, was Sie want, das kostet 250.“ ... Da entgegnete mein Vater: „Ja, dann zahl’ ich halt die 100 drauf!“ Dann hat doch der Brüggemann ungläubig gefragt: „Hend Sie das Geld?“ Und mein Vater antwortete: „Aber des hab ich!“ ... Als wir das Radio schließlich zusammengespart hatten, wurde es richtig nett. Im ganzen Block besaß noch niemand ein Rundfunkgerät. Am Sonntagmorgen fragte mein Vater die anderen Familien, ob sie sich auch freuen würden, Radio zu hören. Er zog eine elektrische Leitung in unser Gartenhaus und weckte am Sonntagmorgen alle acht Familien mit dem Hamburger Hafenkonzert! Das war wunderschön!



Singen Mitte/Ost, um 1925

Auf dieser seltenen Aufnahme kann die bauliche Entwicklung des „Oberzellerhau“ um 1925 sehr gut nachvollzogen werden (Baugrenze oben, links der Mitte): An der „Radolfzellerstraße“ (spätere Aluminiumstraße) und der Südseite der Jahnstraße stehen schon Häuser, auf der Nordseite bereits das erste. Unmittelbar dahinter beginnt der Wald.

Während die beiden Baugenossenschaften wieder Wohnungen erstellen konnten, drohte der Stadt Singen einmal mehr der Zusammenbruch. In einer vertraulichen Denkschrift räumte Bürgermeister Dr. Kaufmann ein, dass die Stadt Singen aufgrund der „Förderung der Bautätigkeit und für die Belebung der Wirtschaft so ausserordentliche Anstrengungen gemacht, dass ihr Kredit zu erschöpfen droht. ... Ich habe die denkbar grössten Schwierigkeiten, die Kapitalien aufzubringen. Wiederholt sind mir schon Darlehensverhandlungen daran gescheitert, dass die Stadt Singen als nicht genügend kreditfähig für solch hohe Summen, wie wir sie benötigen, erachtet wurde.“⁷⁶ Während die Stadt noch an den Folgen der letzten Krise litt, bahnte sich weltweit schon die nächste, die Weltwirtschaftskrise, an.

Der Bauverein hatte an den neu hinzugekommenen Bauplätzen Am Posthalterswäldle und an der Ecke Körner- und Hardenbergstraße zunächst ein Bauvorhaben von 42 Wohnungen begonnen. Mit 56 fertiggestellten Wohnungen konnte er sogar 1930 sein bislang größtes Bauvolumen erzielen. Die Baugenossenschaft „Gartenstadt“ hatte dagegen die letzten Häuser der Siedlung schon in einer weit einfacheren Ausführung und wieder ohne Bad errichten müssen. Sie musste ihre Bautätigkeit 1931 wieder einstellen.

Immerhin konnte der Bauverein zum 20-jährigen Bestehen 1930 seine 100. Wohnung vermieten und

dank der Unterstützung der Stadt und anderer Körperschaften war es gelungen, trotz aller Schwierigkeiten in der Kapitalbeschaffung den Verpflichtungen nachzukommen. Bezüglich der Bauausführung dürfte der Verein sowohl in der „Raschheit der Erstellung der Häuser, als auch in der Einhaltung der Kostenvoranschläge“ mit an der Spitze stehen, wurden doch die letzteren bei keinem Gebäude erreicht, was wiederum nur durch das einmütige Zusammenarbeiten aller in Betracht kommenden Faktoren möglich war.⁷⁷

Die Anstrengungen aller Bauträger hatten dafür gesorgt, dass die Stadt Singen „zweifelloso auch heute noch, gemessen an der Einwohnerzahl an vorderster Stelle aller deutschen Städte hinsichtlich des Wohnungsbaues (steht). Seit Beendigung des Krieges bis heute wurden 1.600 Wohnungen gebaut. ... In der Campagne 1925–1930 wurden allein 1.100 Wohnungen erstellt“.⁷⁸

Die in Singen schon chronisch gewordene Wohnungsnot schien sich zu bessern. Mietsenkungen in den Jahren 1931, dann noch einmal 1933 schienen ein Indiz der Stabilisierung. Auch die jahrelang betriebene Zwangsbewirtschaftung der Wohnungen durch die Stadt konnte am 01.04.1932 wieder aufgehoben werden.⁷⁹ Der Bauverein sah sich in der glücklichen Lage, dass „der größte Teil der Mitglieder versorgt (sei), ... da der Zweck des Vereins, Wohnraum zu schaffen, erneut im bescheidenen Maße erfüllt (sei)“.⁸⁰ Außerdem hatte er die

Möglichkeit geschaffen, dass man mit einem monatlichen Beitrag von 2 Mark schon Mitglied werden konnte, was den Bauverein attraktiv auch für ärmere und vor allem junge Arbeiter machte.

Sowohl Bauverein als auch Gemeinnützige Baugenossenschaft konnten den Antrag auf Gemeinnützigkeit ihrer Unternehmen stellen, wärmstens befürwortet durch die Stadt Singen und den Badischen Verband Gemeinnütziger Bauvereinigungen, und beide wurden am 08.08.1932 durch das Badische Ministerium des Innern als gemeinnützige Genossenschaften anerkannt.⁸¹

Erneute Flaute im Baugeschäft

Doch trotz dieser Erfolge konnten 1931 wegen der „mit voller Wucht zum Ausdruck gekommenen Wirtschafts- und Geldmarktkrise“ drei geplante Häuser mit 12 Wohnungen nicht zur Ausführung kommen. „Nur mit Mühe konnte ein Gebäude mit vier Wohnungen erstellt werden.“⁸² Auch der Bauverein musste seine baulichen Aktivitäten einstellen. Zwar konnte er noch 1932 ein Baugelände

⁷⁶ StAS B A II.1/82, 23.02.1927

⁷⁷ „Volkswille“, 19.02.1930 Nr 42

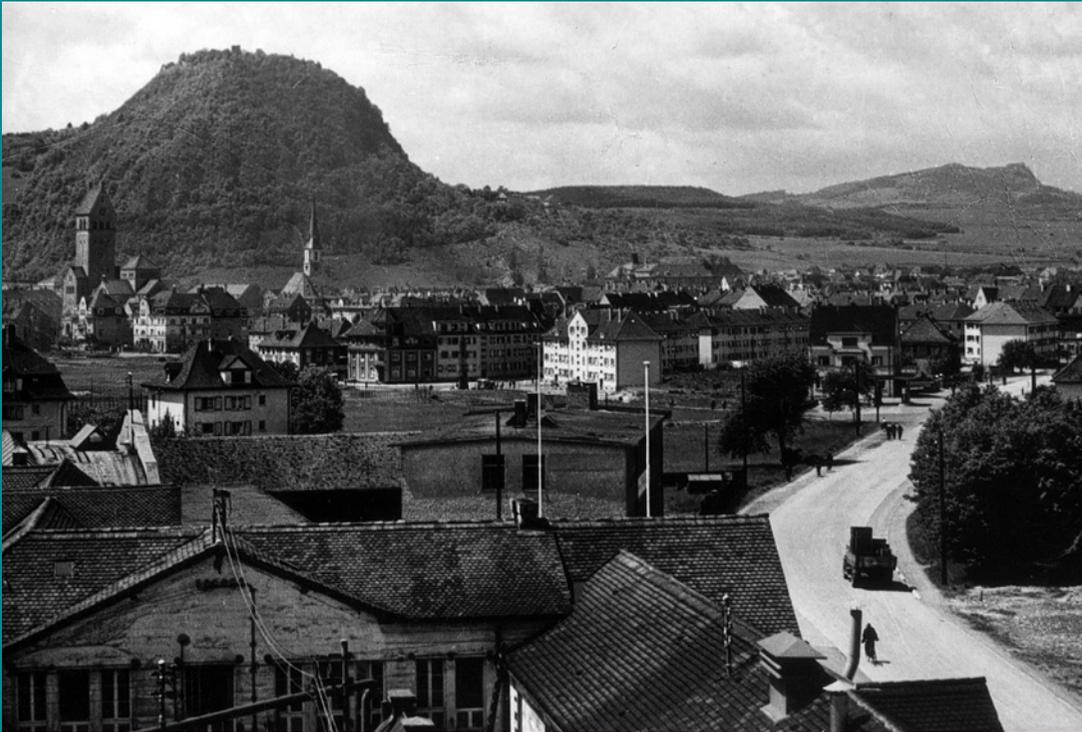
⁷⁸ „Konstanzer Zeitung“, 03.12.1930

⁷⁹ StAS B A II.1/78

⁸⁰ „Volkswille“ 20.04.1932

⁸¹ StAS B II 1/27 und StAS B II 1/28

⁸² StAS B A II.1/28 Geschäftsbericht 1934



Singen in der Zeit des Nationalsozialismus, um 1935/39

Der Blick von den Aluminium-Walzwerken Richtung Stadt (links) zeigt, dass die Singener Oststadt zunehmend mit massiven Wohnblöcken bebaut wurde. Der Ausbau der „Radolfzellerstraße“ (spätere Aluminiumstraße) ist noch unvollkommen. Das seltene Bild rechts zeigt, dass die später verlegte Reichs-/Bundesstraße 33 bereits 1935 begonnen war.

aus dem Besitz der gräflich Enzenbergischen Erben erwerben, aber um es zu bebauen, reichten die Mittel nicht mehr aus. Der Bauverein stellte das Gelände seinen Mitgliedern zur unentgeltlichen Gartenbenutzung zur Verfügung.

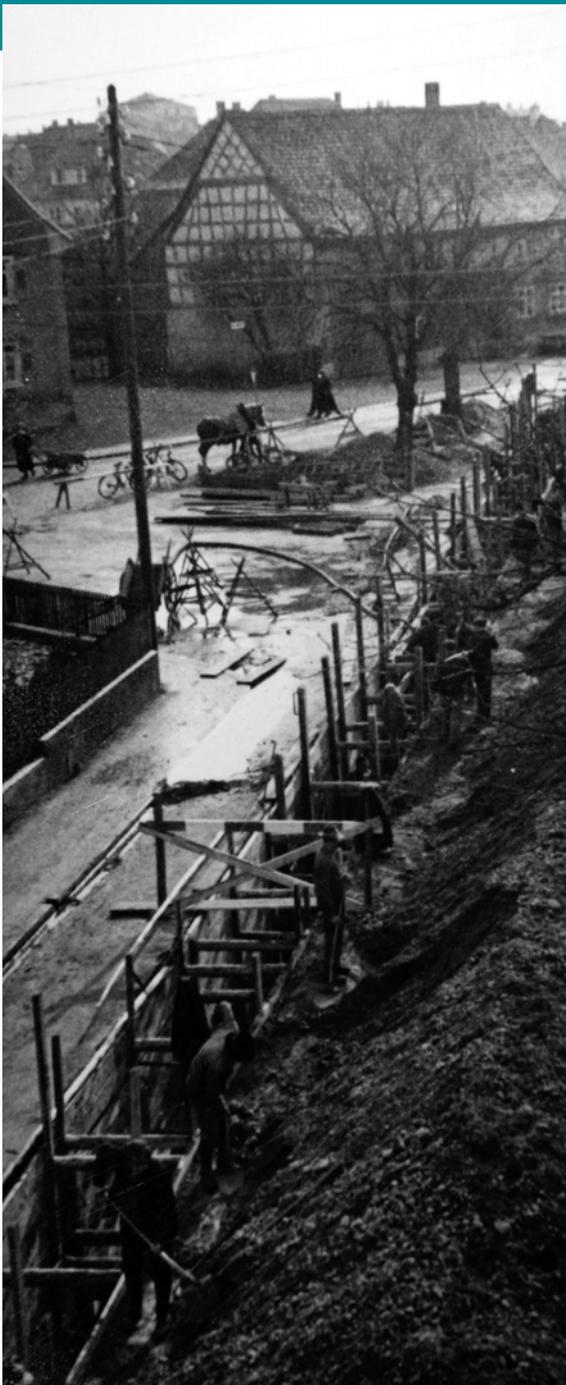
In der Zeit der großen Krise kam ab 1930 noch ein für Singen neues Konzept zur Schaffung von Wohnraum zum Zuge, das Modell der „Kleinsiedlung“. Vor allem von Seiten der Arbeiterbewegung und der SPD wurde dieses forciert. So sollten zwischen Worblinger- und Industriestraße 119 Kleingärten entstehen, mit der Option auf späteren

Siedlungsbau. Die Arbeiten sollten von sogenannten Wohlfahrtserwerbslosen durchgeführt werden, deren Zahl durch die Weltwirtschaftskrise stark zugenommen hatte, sowie von den späteren Siedlern, von denen man eine hohe Eigenleistung erwartete.⁸³ Mit der Erholung der Konjunktur und dem Schwinden der Arbeitslosigkeit war dieses Konzept immer schwieriger zu verfolgen und das Interesse am Siedlungsbau nahm wieder ab. Den Kreisen der Arbeiterbewegung stand in Singen auch nicht das notwendige Kapital zum Aufbau einer eigenen Baugesellschaft zur Verfügung. Bis Ende 1932 wurde nur eine Siedlung im „Schnaid-

holz“ (zwischen Etwilerbahn und Steißlinger Straße) begonnen.

Von den Nationalsozialisten, die am 30. Januar 1933 an die Macht gekommen waren, wurde eine Wohnungsbaupolitik verfolgt, die nicht ganz neu war, nur jetzt stärker forciert wurde. Zunächst verboten sie die Verwendung aller Bauformen, die der „Moderne“ zugeordnet werden konnten (auch sol-

⁸³ vgl. Grammel-Vahl: Wohnungsbaupolitik der Stadt Singen, in: Brosig, Berner (Hg.): Singen Bd.III, S.270



Kanalbau in Singen in der Zeit des Nationalsozialismus, 1937
Die zahlreichen angekündigten – und einige durchgeführte –
Maßnahmen zur Schaffung einer städtischen Infrastruktur
durch die Nationalsozialisten wurden von der Bevölkerung
durchweg begrüßt. Der Hauptteil von Aufbaumaßnahmen der
Nazis ging allerdings in kriegswichtige Industrien und diente
zur Unterwerfung anderer Völker durch Krieg und Massenmord.

che aus dem Italien Mussolinis), dann griffen sie das Konzept der bisher von den Arbeiterparteien verfolgten „Kleinsiedlung“ auf und formten es zu einem eigenen Konzept, das in ganz Deutschland einheitlich verfolgt werden sollte. Es sollte dem „deutschen Arbeiter“ zu einem Eigenheim verhelfen. Die Siedler sollten, nach strengen ideologischen Kriterien ausgewählt, eine möglichst hohe Selbstversorgung durch Gartenbau und Tierhaltung erreichen. Eine typische nationalsozialistische Siedlung sollte außerdem einen Aufmarschplatz aufweisen, dominiert werden vom „Haus der Partei“.⁸⁴ Obwohl die Siedlungen in Singen, mit deren Planung 1935 begonnen wurde, als „Musteranlage gedacht“⁸⁵ waren, wiesen sie hier die typischen nationalsozialistischen Merkmale nicht auf. Dass es überhaupt gelang, in Singen den NS-Siedlungsbau ansatzweise zu realisieren (im Gewinn Schnaidholz, besser bekannt als Vogelstraßen und der Feldstraße, sowie in der „Nehersiedlung“, besser bekannt als Alu-Siedlung), ist alleine auf Bürgermeister Philipp Herbold, das Engagement der Stadt und der Aluminium-Walzwerke Singen zurückzuführen.⁸⁶

Bis 1935 beschränkten sich die Aktivitäten des Bauvereins auf Verwaltungs- und Reparaturarbeiten. Durch den Fokus von Stadt und Reich auf den Siedlungsbau war Geld knapp und der Bauverein musste sogar Mitglied der St. Gallischen Genossenschaftsbank werden, um dort eine Hypothek aufnehmen zu können.⁸⁷

**Lesen Sie weiter die
 «Geschichte der BGO», ab Seite 47!**

Anlässlich des 25-jährigen Jubiläums listete eine kleine Festschrift auf, dass der Bauverein mit Stolz auf seine bisherige Tätigkeit zurückblicken könne. Obwohl im Aufsichtsrat noch über die Hälfte Eisenbahner waren, hatte der Bauverein längst aufgehört, eine Gesellschaft nur für Eisenbahner zu sein. Die soziale Schichtung der Bauvereinsmitglieder setzte sich aus 136 Arbeitern, 6 Angestellten, 106 Beamten, 25 Pensionären, 18 Witwen und 10 selbstständig Gewerbetreibenden zusammen.⁸⁸

Bis 1934 konnten 165 Wohnungen für 646 Personen⁸⁹ erstellt werden, bei einer Mitgliederzahl von 301 Genossen war dies ein beachtlicher Anteil. Nicht nur die Anzahl der versorgten Mitglieder ließ die Festschrift jubeln, sondern auch die erreichte Qualität der Häuser. Vor allem für die Kleinsten der Familien hatte man deutliche Verbesserungen erzielen können: „Es ist eine Freude zu sehen, wie die Kinder ... in der für Kinder besonders geeigneten Umgebung, aufblühen und lebensfroh werden.“⁹⁰

84 vgl. Klaus Michael Peter, Beitrag zu einer Frage der neueren reg. Sozialgeschichte: Gab es ein typisch nationalsozialistisches Siedlungsbauwesen in Singen? (unv. Man.) S. 8

85 so die Bodensee-Zeitung am 30.04.1935

86 Siehe Beitrag „SINGEN und seine städtebauliche Entwicklung“ diesem Buch

87 StAS B A II.1/28, 27.02.1934

88 StAS B A II.1/28 Geschäftsbericht 1935

89 StAS B A II.1/28 Geschäftsbericht 1934

90 StAS B A II.1/28 Geschäftsbericht 1934



*Kommunion bei Familie Peter, Ende der 1930er Jahre
Im Reihenhendhaus in der Jahnstraße 21 fand auch
eine größere Familie mit fünf Kindern Platz*

Wir sind Anfang 1928 in die Jahnstraße 21 [Karl-Schneider-Straße] in Singen umgezogen. Ich wurde am 4. Juli 1926 noch in der Theodor-Hanloser-Straße 13 geboren, wo meine Eltern mit meinen älteren Brüdern Walter und Alfred zur Miete wohnten. Zu jener Zeit gab es noch keine Geburten im Krankenhaus. Die Hebamme – und nur, wenn es dringend erforderlich war, – ein Doktor, haben das in der Wohnung gemacht. Walter war 1923 noch in Arlen zur Welt gekommen, wo die Eltern meines Vaters in einer sehr einfachen Fabrikwohnung der Baumwollspinnerei Arlen-Volkertshausen zeit lebens gewohnt haben. Alfred, geb. 1914, war mit

Bauverein – Oberzellerhau – Jahnstraße 21

Aus den Lebenserinnerungen von Eugen Peter

meiner Mutter schon aus Straßburg mitgekommen. Doch unsere Familie wurde größer und man träumte vom „eigenen Heim“.

Da traf es sich gut, dass mein Vater davon gehört hatte, dass der „Bauverein“ nun auch Postbeamte aufnehmen wollte. Als diese Baugenossenschaft 1910 gegründet worden war, durften nur „Bähnler“ mitmachen. Mein Vater, Jahrgang 1899, wurde noch in den Krieg eingezogen [1. Weltkrieg] und erlitt einen Schulterdurchschuss. Er war damit in seiner Beweglichkeit etwas eingeschränkt. Nach dem Krieg wurde er deshalb in den Staatsdienst bei der Reichspost übernommen. So wurde er Postbeamter.

Ende 1927 wurde das Haus Nr. 21/23/25/27 in der damaligen Jahnstraße fertig. Die erste Häuserreihe war ja vorne an der Radolfzellerstraße [Aluminiumstraße]. Bis dahin reichte früher auch der Wald. Eine zweite Häuserreihe dahinter bildete dann die rechte Seite der Jahnstraße. Nun wurde die linke Seite bebaut. „Unser“ Haus bekam von der Post einen kleinen Anteil an dem Bauverein, somit durften nur Mitglieder des Bauvereins, die Postangehörige waren, in den Block einziehen. Nr. 21 Peter, Nr. 23 Neidhardt, Nr. 25 Busam und Nr. 27 Wörz. Mit dem Umzug in den Bauverein konnte sich unsere Familie weiter vergrößern: Hilda 1928, Elsa 1930 und Kurt 1936 kamen alle in der Jahnstraße 21 zur Welt mit Dr. Zwiffelhofer und Hebamme Hasch. Wir hatten ein sehr schönes „Reihenhendhaus“, wie

man heute sagen würde, zur Nordwestseite gelegen, mit Garten rings herum und einem extra Anbau für den Hauseingang und links davon das Klo – wo es im Winter natürlich bitter kalt war und die Wasserleitung gegen das Einfrieren „eingepackt“ werden musste. Bald waren alle anderen Häuser in der Jahnstraße fertiggestellt. Sie waren sofort belegt. Es gab auch Häuser, wo die Bahn einen Zuschuss gab, dort durften dann nur Mitglieder des Bauvereins, die Bähnler waren, einziehen. Damit gab es eine nette große Nachbarschaft.

Das Haus war natürlich kein richtiges Eigenheim, sondern nur gemietet. Ein richtiges eigenes Haus hätten wir uns – mit dem Gehalt eines Postobersekretärs – natürlich nicht leisten können. Aber beim Bauverein wohnte man fast so gut wie im eigenen Heim. Nur die Miete musste pünktlich bezahlt werden. Als ich etwas größer war, schickte mich meine Mutter jeden Ersten ins Büro des Bauvereins. Das war damals noch im Gebäude Oberzellerhau 4. Dort hatte man einfach von der Wohnung unten links ein Zimmer abgetrennt. Hier musste man die Miete bar entrichten und bekam einen Stempel ins Mietbuch, denn Girokonten bei der Bank hatte damals bei uns noch niemand.

Als wir klein waren, war die Straße noch nicht geteert. Es gab Wasser in den Häusern, aber noch keinen Kanal. Jede Wohnung hatte hinter dem Haus eine eigene Entleerung für das Gülleloch. Das wurde von den Wohnungsinhabern selbst geleert.

zweimal im Jahr, einmal im Frühjahr, einmal im Herbst. Der Inhalt wurde nicht abtransportiert, sondern zur Düngung der eigenen Gärten verwendet. Die Gärten dienten zur Selbstversorgung. Wir hatten in dem Garten rund ums Haus noch einen Birnbaum, einen Kirschbaum, Pfirsichbaum und Reben. Es waren viele Familien mit vielen Kindern. In der Mitte der 30er Jahre – im „3. Reich“ – wurde die Jahnstraße geteert. Vorher wurden die Gullelöcher geschlossen und eine Kanalisation für jedes Haus angebracht für das Abwasser. Dann bekam die gesamte Straße einen Holzzaun mit je einem Gartentor. Danach wurde die Straße geteert.

Wir, die Kinder, verbrachten unsere Jugendjahre mit vielen Spielen in der Jahnstraße, wir waren nur die „Jahnsträßler“. In der Grenzstraße [parallel zur Jahnstraße] standen zuerst nur zwei Häuser, dort wohnten die „Grenzsträßler“. Später, in den 1930er Jahren, kam dann das dritte hinzu. Über der Grenzstraße begann gleich der Wald. Zu jener Zeit war die Radolfzellerstraße [Aluminiumstraße] die Hauptstraße nach Radolfzell – Konstanz. Sie führte mitten durch die Aluminium. In den 1930er Jahren war auf der Höhe von Ziegler und Dietrich ein kleines „Aluminium-Loch“, wo man Müll wie Bleche, Milchkannen und andere alte Sachen hineinwarf. Dieses Loch wurde noch vor dem Krieg geschlossen.

Alle Kinder unserer Gegend gingen in die Waldeckschule. Die alte Waldeckschule war ja ein ehemaliges Hotel. Das war nicht weit und auch nicht

gefährlich, denn es gab zu dieser Zeit noch kaum Autoverkehr. Bei der Waldeckschule gab es auch eine sehr schöne Sporthalle, die Waldeckturnhalle, wo wir Sport hatten. Diese war für die damalige Zeit schon sehr gut und sehr reichlich ausgestattet mit Turngeräten. Schulspeisen gab es damals nicht. Wir brachten ein Marmeladebrot von zu Hause mit, das „Igmagsbrot“. Wenn wir in der großen Pause heruntollten und Durst bekamen, gingen wir zum Brunnen vor dem Gasthaus Waldhorn. Das war ein öffentlicher Trinkwasserbrunnen, ein Stadtbrunnen mit großer Einfassung. Ein Handstämmer, und schon war man oben, um an das köstliche Nass zu kommen. Wenn wir beim Wassertrinken gerade 5 Pfennige hatten, haben wir uns für diese Brausepulver geholt und das Trinkwasser zu „Limo“ gemacht. Dann gab es bei uns gleich um die Ecke noch den „FC“, den Waldecksportplatz des FC Singen 04. Hier spielte ich eine Zeitlang in der Jugend.

Nach der Schule lernte ich Dreher in den Georg Fischer Werken. Am 15. Juli 1943 kam ich für drei Monate zum Reichsarbeitsdienst (RAD). Danach musste ich zum Dienst zur Kriegsmarine, zu den U-Booten. Am 4. Mai 1945 kam ich in Neustadt/Holstein in die englische Kriegsgefangenschaft, woraus ich im Februar 1946 wieder entlassen wurde. Am 14. Oktober 1946 habe ich dann in der Alu als Dreher im Werk 50 angefangen. Nach der Entlassung aus der Gefangenschaft wohnte ich wieder in der Jahnstraße bei meinen Eltern, etwas

anderes wäre in dieser Zeit unmöglich gewesen. Selbst als ich mit meiner Schulfreundin Else, geb. Wilke, zusammen war, gab es noch keine Wohnungen. Wir heirateten am 4. August 1951 und wohnten weiter bei den Eltern, sie in der Mittelstraße 4, im Haus ihrer Großeltern Johann und Emma Sanner und ihrer Eltern Hedwig und Walther Wilke, ich bei meinen Eltern Anton und Mathilde Peter in der Jahnstraße. Das ging noch so bis zum 15. November 1952. Dann erhielten wir eine Werkswohnung der Aluminium, im ersten Wohnblock, den die Alu nach dem 2. Weltkrieg in Singen errichtet hat, Hadumothstraße 2/Bahnhofstraße 43. Es waren viele Bewerber. Ich erhielt einen Vorzug, weil ich ab 1. Januar 1951 in die Werkfeuerwehr Alu eingetreten war.

Nebenbei noch ein paar Jugendstreiche in der Jahnstraße

Als die Holzgartenzäune kamen, haben wir im Herbst, wenn es früher dunkel wurde und wir nach dem Abendessen noch einmal auf den Hof durften, manchmal die Gartentüren ausgehängt und nebenan gestellt, somit mussten am Morgen die Männer, bevor sie zur Arbeit gingen, die Tore erst wieder einhängen. Die Täter waren allerdings schnell gefasst, da sie die Tore der eigenen Eltern nicht aushängten!! Ebenso war es mit den Mülleimern. Alle waren wir aus kinderreichen Familien. Geld hatte keiner. Wir wollten aber der Mutti zum Muttertag auch ein Geschenk machen, so haben



3-rädriges Postauto in Singen

In den 1930er Jahren „kannte man bald jedes Auto, das in Singen herumfuhr“. Postautofahrer Busam wohnte auch in der Jahnstraße. Er gehörte zu den Zeitgenossen, die sich mit Kindern gut verstanden.

wir die Blumen in Nachbars Garten entwendet. Hierbei wurde Eugen mal von einer Hausfrau geschnappt, und bekam ein paar Ohrfeigen. Als wir größer waren, haben wir uns schon mal getraut, in die Ekkehardstraße zu gehen, zu den hohen Blöcken. Haben geläutet und sind dann fort gerannt.

Der Tannenwald mit seinen hohen Nadel- und Eichenbäumen war unser Spielplatz oder besser, für uns war es ein richtiger Rummelplatz. Mit acht Jahren führten wir die ersten Kämpfe gegen die Radolfzellersträßler. Diese Kämpfe waren strategisch vorbereitet. Zu diesem Zweck hatten wir im Wald eine unterirdische Hütte gebaut. Wenn wir also einen Kampf führten, wo wir uns wegen unserer Unterlegenheit zurückziehen mussten, verschwanden wir in dieser Hütte. Die Hütte hatte ein Holzdach, das mit Erde und Tannenreisig überdeckt wurde, somit war sie unauffindbar. Zutritt zur Hütte hatte nur derjenige, der einen Hüttenpass besaß. Dieser war nur erhältlich, wenn man Arbeitsstunden absolviert hatte. Heute könnte man sagen, der Gedanke der „Baugenossenschaft“ hatte schon früh auf uns abgefärbt.

Jedes Jahr an Fasnet freuten wir uns auf die Schlussstunde am Schmutzige Dunnschdig. Danach gingen alle Jahnsträßler geschlossen zur Bäckerei Meßmer in der Ekkehardstraße 95 und bei der „Christi“ – ein kleines Lebensmittel-Lädele in der Ekkehardstr. 92 – vorbei und riefen: „Giezig – giezig – giezig isch di sell, und wenn sie au it giezig wär, denn gäb sie au en Mogge her.“ Wir erhielten jedes Mal den geforderten Mogge [Bonbon], denn Schokoriegel oder Kaugummi gab es noch nicht, und wir freuten uns riesig.

Die ersten Post- und Paketautos in Singen wurden als Dreiräder gefahren von den Herren Busam und Wiedemaier, beide ebenfalls Jahnsträßler. Diese hatten auf beiden Seiten einen Keilriemen als Antrieb. Da im Jahre 1936 ein strenger Winter war, nutzten wir im Januar mittags nach der Schule die Gelegenheit und häuften den Schnee mit unseren Holzschippen in der Straßenmitte zu einem Berg zusammen. Hier hatte die Jahnstraße – auch heute noch die Karl-Schneider-Straße – eine platzartige Aufweitung, von uns nur „das Rondell“ genannt. Man wusste eigentlich nicht, wieso das gemacht wurde, wahrscheinlich nur zum Schmuck, denn Autoparkplätze wurden hier noch keine gebraucht. Auch hatten die Häuser selbstverständlich keine Garagen. Nur einen Schopf, ein extra Holzbau hinter dem Haus. Wir wussten nun also, dass Nachmittags ein Post-Paketauto kommen würde. So einen großen Autoverkehr gab es ja noch nicht, man kannte bald jedes Auto, das in Singen herum-

fuhr. Wir waren kaum fertig, als Herr Busam mit dem Auto um die Ecke bog. Er durchschaute sofort unser spitzbübisches Spiel, nahm aber die Herausforderung an. Er sagte uns, er wolle uns zeigen, dass er da mit Vollgas hindurch komme. Wir standen alle zur Seite, und das Post-Paketauto blieb zu unserer vollsten Zufriedenheit im Schneehaufen stecken. Der Ton wurde jetzt etwas ernster. Nun sagte Herr Busam, er sei im Dienst, wir sollten sofort unsere Mütter verständigen. Herr Busam, alle Mütter der Buben und wir selbst haben dann mit Schaufel und Besen den Schnee weggeräumt, damit Herr Busam wieder weiterfahren konnte. Alles in allem waren wir noch einmal glimpflich davongekommen. Herr Busam war ein Beamter, der einen Spaß verstand.

So ist es jedenfalls verständlich, dass wir Herrn Busam immer in sehr guter Erinnerung behielten. Doch es gab auch andere Leute. Zum Beispiel spannten wir öfter quer über die Straße eine Schnur auf und befestigten sie jeweils am Gartenzaun. Da konnten wir dann mit dem Gummiring spielen. Alle Erwachsenen sagten zu uns, wenn sie vorbei wollten, spielt nur weiter, ich bücke mich um vorbei zu kommen. Nur ein Nachbar bückte sich nicht. Er verlangte von uns Kindern, dass wir die Schnur wegnehmen sollten, wenn er vorbei wollte. Wir haben dies nicht getan und da hat er sofort bei den Eltern geläutet und reklamiert. Dafür bekamen wir eine Ohrfeige und die Ermahnung, man müsse alte Leute achten. Dieser Nachbar wohnte im



Eugen Peter als Marinesoldat, 1943

Gerade jetzt, im Krieg, zeigte sich, wie wertvoll ein großzügig bemessener eigener Garten ist.

Oberzellerhau hinten. Nebenan, wo heute der Spielplatz ist, stand eine große Eiche. Wenn wir dort hochkletterten, konnten wir auf der

Turmuhr von der Realschule [Hegau-Gymnasium] die Zeit ablesen.

Einmal fanden wir im „Aluminiumloch“ ein Blech und eine Alukanne und wir brachten sie auf der besagten Eiche neben dem Haus von diesem Nachbarn an. Einige Tage später ging ein heftiger Wind in der Nacht, was die von uns beabsichtigte Wirkung hatte: Die Anwohner wurden mit dem penetranten Kannenschlag auf das Blech aufgeweckt! Unser Nachbar brachte die Sache schnell in Zusammenhang mit den Bengeln aus der Jahnstraße. Er ging daraufhin in die Waldeckschule und beschwerte sich bei Rektor Klingler. Dieser ließ alle Jahnsträßler herauskommen. Wir mussten mit dem Nachbarn zum Eichenbaum und das Blech mit Kanne herunternehmen. Dafür setzte es dann an zwei Samstagnachmittagen Nachsitzen in der Schule. Somit ist es verständlich, dass wir diesen Nachbarn immer mehr links liegen gelassen haben. Doch die Sache war noch nicht zu Ende.

Prompt kam er einige Tage später mit seinem Leiterwagen und drei Zentner Kohle aufgelegt, die er selbst beim Brödler in der Ekkehardstraße [ehe-

Jahnstraße, um 1954

Der ganze Stolz nach dem Krieg: das erste eigene Motorrad. Die Häuser im Oberzellerhau hatten den Krieg unbeschadet überstanden.

mals gegenüber Glas Oexle] abgeholt hatte. Als er in die Jahnstraße einbog, ließ er den Leiterwagen stehen und kam allein auf uns zu. Er bat uns, ihm zu helfen, den schweren Wagen zu schieben, da er schon vom Brödler bis hierher gekommen sei. Wir sind alle weggerannt. Allen hätten wir geholfen, nur ihm nicht, da wir wegen ihm schon manche Ohrfeige erhalten hatten. Die Jugend ist also nicht nur auf das Alter angewiesen, sondern auch umgekehrt.

Das Kriegsende in der Jahnstraße

Zum Kriegsende kamen die Franzosen nach Singen [24. April 1945]. Sie belegten in jedem Haus Zimmer für die Soldaten zum Schlafen. Meine Mutter Mathilde Peter, geb. Spraul, ging in Straßburg/Elsass, damals noch deutsches Reichsland, zur Schule, da ihre Eltern dort wohnten. Opa Spraul war an der Bahn. Er ließ sich noch vor dem Ersten Weltkrieg versetzen, nach Appenweier [bei Offenburg], wo er dann seinen Bahndienst machte bis zur Rente. Deshalb konnte unsere Mutter Mathilde sehr gut französisch. Somit wurde Mathilde sofort nach der Besetzung Dolmetscherin für den franz. Offizier der Truppe in der Jahnstraße/Singen-Ost. Die Franzosen hatten vorne einen Feldgulaschofen – eine „Gulaschkanone“ – aufgestellt. Den Soldaten wurde das Essen gebracht. Somit hatten unsere Eltern während der Besetzungszeit sehr gutes Essen. Wir hatten zwei Soldaten im Zimmer von Walter und Eugen in der Mansarde – ich war noch in Kriegsgefangenschaft



und mein Bruder

Walter war noch kurz vor Kriegsende an der Oder gefallen. In der dritten Etage war damals kein WC. Daher wurde für den Fall der Fälle ein Nachthafen aufgestellt im Nachttisch. Da die Soldaten genug Wein hatten, mussten sie nachts auch öfter auf den Nachttopf. Damit sie den Urin nicht runter tragen mussten, haben sie das kleine Fenster der Mansarde zum Dach geöffnet und den Urin über die Dachrinne geleert. Dies hatte einige Male eine Nachbarin von uns gesehen. Sie ging zu Mathilde und beschwerte sich. Mathilde hat dies weitergegeben. Die zwei Soldaten gingen sofort hoch, nahmen ihre Gewehr und haben damit die Bogenlampe am Haus Jahnstraße 18 weggeschossen und der Mathilde gesagt, sie soll ihrer Nachbarin ausrichten, wenn sie noch einmal ein Wort sagt, eine Beschwerde oder so was, gegen die französischen Soldaten, dann werde sie sofort auf der Stelle erschossen. Daraufhin ist sie ein Vierteljahr nicht mehr aus dem Haus gegangen. Zum Glück hat sich das alles in der Nachkriegszeit bald ein wenig beruhigt, jedenfalls kam in der Besetzungszeit niemand ernsthaft zu Schaden in der Jahnstraße.



Weitere Baugebiete in Singen

Auch im Bereich „Hypothenbuckel“ – so genannt nach den städtischen Bauprojekten der 1920er Jahre, deren Finanzierung durch Inflation und Weltwirtschaftskrise in Probleme geriet – Harsengraben/Körnerplatz sowie im Gebiet Ostendstraße (rechts) konnte der Bauverein einige Gebäude errichten. Und überall konnte man eine unbeschwerte Jugend erleben, ein Zeichen der Qualität des Siedlungsbaus.

Rechtzeitig zum 25-jährigen Jubiläum hatte der Bauverein wieder zu bauen beginnen können. Durch die Gewährung von Reichsdarlehen sollten “2 Gebäude mit je 6 Zweizimmerwohnungen”⁹¹ erstellt werden. Dadurch wurde der Komplex im Oberzellerhau komplettiert. Zwar wurde dies als nur “mittlere



Bautätigkeit” eingeschätzt, aber weiter wurde im Rückblick zufrieden notiert: “Die Bauten, die allerdings in diesen Jahren entstanden sind, gehören qualitativ und optisch gesehen zu unseren schönsten Objekten.”⁹² Die errichteten Häuser konnten sogar als Musterhäuser im Rahmen einer Bauausstellung hergezeigt werden.⁹³

Weitere Bauvorhaben plante der Verein für 1936 in der Radolfzeller Straße. Es sei noch immer eine ansteigende Nachfrage ganz besonders nach Kleinwohnungen bemerkbar, und in Singen herrsche nach wie vor die Wohnungsnot.⁹⁴

Für 1938 wurde eine personelle Neuerung begrüßt. Zum ersten Mal durften auch die Frauen der Mitglieder an der Generalversammlung teilneh-

men. “Wir hoffen und wünschen, dass auch die Frauen in Zukunft durch regen Besuch der Generalversammlung ihr Interesse am Werden der Genossenschaft bekunden.”⁹⁵ Die Frauen der Mitglieder konnten die Ankündigung vernehmen, dass der Bauverein “sich entschlossen (hat), das Bauvorhaben an der Grenzstraße – Vierfamilienhaus – diesen Herbst doch noch zu beginnen.” Bei diesem Projekt bereitete vor allem die Kanalisation Probleme, sowohl durch schleppende Anschlussverlegung durch die Stadt, der ausführende Architekt Fritz Waibel musste mehrmals nachdrücklich anmahnen, als auch durch komplettes Nichtzustandekommen ganzer Straßenzugkanalisationen, was dann aber wiederum überraschend Mittel für andere Projekte freisetzte. Ein weiteres Problem bestand darin, dass die Kanalisation in der Grenzstraße im “ausländischen” Gelände verlegt wurde. “Durch die Bebauung der Bauplätze ... wird die Ausführung der Kanalisation in der Grenzstraße notwendig. Dabei muss, wie aus beifolgendem Lageplan ersichtlich, die Kanalisation zum Teil in württ. Gelände verlegt werden. Wir bitten Sie, für den erforderlichen Grabarbeiten in württ. Gelände (Gemarkung Bruderhof) Genehmigung bei

91 StAS B A II.1/028 06.03.1935

92 Gemeinnützige Baugenossenschaft eGmbH. (Hg.), Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum 1910–1960, Singen 1960, S.21

93 Bodensee-Rundschau 20.09.1935

94 StAS B A II.1/28 Geschäftsbericht 1935

95 StAS B A II.1/28 Geschäftsbericht 1937

Ihrer vorgesetzten Behörde einholen zu wollen.“⁹⁶ Ein Vertrag mit der Württembergischen Staatsforstverwaltung musste abgeschlossen werden, in dem genau festgelegt wurde, was verlegt werden durfte und wer für die Schäden haftete.

Ebenfalls 1938 konnten an der Körnerstraße weitere 12 Wohnungen aufgeteilt auf drei Häuser den Mietern übergeben werden. Auch bei diesen Bauten vermerkte der Bauverein stolz, „daß diese sowohl in Bezug auf die Raumeinteilung auch auf die Ausstattung mit zu den schönsten der Genossenschaft gehörte“.

Weitere 18 Wohnungen sollten 1939 in Angriff genommen werden. Das erforderliche Grundstück war bereits von den Enzenbergischen Erben gekauft, zu einer Ausführung kam es jedoch nicht mehr. Der mit dem Überfall auf Polen am 1. September 1939 begonnene Zweite Weltkrieg stoppte die Bautätigkeit.

Die Gemeinnützige Baugenossenschaft hatte nach fünf Jahren Abstinenz 1935 wieder zu bauen begonnen. Mit den Architekten Trögl und Hänssler konnte die Gartenstadt weiter vervollständigt werden. Innerhalb von zwei Jahren entstanden dort zwei größere Häuser, die jeweils 6 Familien aufnehmen konnten. Die Fertigstellung dieser Bauten bedeutete auch die überwiegende Komplettierung des Areals. Die Baugenossenschaft musste sich nun nach weiterem geeignetem Terrain umsehen.

„Die überaus große Wohnungsnot in unserer Tübingen musste die Stadtverwaltung veranlassen, mit allen Mitteln den Wohnungsbau zu fördern. Kürzliche Besprechungen mit dem Herrn Bürgermeister führten zu der Vereinbarung, daß die Genossenschaft sobald als möglich fünf weitere Wohnhäuser in Fortsetzung der an der Rielasingerstrasse bereits im Bau befindlichen in Angriff nehmen wird.“⁹⁷

Die Stadt überließ der Genossenschaft Baugelände an der Rielasinger Straße mit der Auflage, dort sofort mit dem Bau von drei 4-Familien-Häusern zu beginnen. Noch im Juni 1939 beabsichtigte die Baugenossenschaft „ihren Grundbesitz an der Rielasingerstrasse zu komplettieren, um dort (mindestens) drei 4-Familienhäuser zu bauen“. Der Gemeinderat willigte sofort ein, „dieses Vorhaben sei sehr zu begrüßen“. Im weiteren Verlauf sollten fünf weitere 4-Familien-Häuser dazukommen.⁹⁸

Dieser enorme Aufschwung zusammen mit einer Wertesteigerung der Immobilien sorgte auch in der Baugenossenschaft für ein Novum. Zum ersten Mal konnte die Genossenschaft an ihre Mitglieder eine Dividende von 4 % ausschütten!

Adolf Hitlers Krieg verhinderte aber auch hier die hochtrabenden Pläne. Der zweite Bauabschnitt an der Rielasinger Straße konnte nicht in Angriff genommen werden und – wie beim Bauverein – ruhte nun die Bautätigkeit.

Die Fusion kommt zustande

Am 05.03.1940 wurde die Fusion der beiden Baugenossenschaften bekannt gegeben. Im dreißigsten Jahr seiner Gründung und nach fast ebenso langen Verschmelzungsdiskussionen und -absichten ging der Bauverein mit der ein Jahr jüngeren Gemeinnützigen Baugenossenschaft in der neuen „Gemeinnützige Baugenossenschaft eGmbH in Singen (Hohentwiel)“ auf. Durch diese „begrüßungswerte, zweckmäßige Maßnahme“ sollte dank der „geordneten Vermögenslage für die Mitglieder keinerlei Nachteile“ entstehen,⁹⁹ denn hier „fanden sich zwei an sich gesunde Wohnungsunternehmen zusammen“.¹⁰⁰

Der Bürgermeister begrüßte die Verschmelzung der beiden Baugenossenschaften und drückte seine Anerkennung für die geleistete Arbeit aus.¹⁰¹ Diese bestand in 223 fertiggestellten Häusern mit 381 Wohnungen, in denen 1.348 Personen wohnten. Zusätzlich wurden von der Gartenstadt noch zwei Ladenlokale in die neue Ehe mitgebracht. Zusammen hatte die neue Genossenschaft 630 Mitglieder. Am 2. bzw. 3. März 1940 billigten die

⁹⁶ StAS B A VIII.1/67a

⁹⁷ StAS B A II.1/27 Geschäftsbericht 1938

⁹⁸ StAS B A IV.3/70 14.06.1939

⁹⁹ Bodensee-Rundschau 05.03.1940

¹⁰⁰ Gemeinnützige Baugenossenschaft eGmbH. Singen Hohentwiel (Hg.), Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum 1910–1960, Singen 1960, S.21

¹⁰¹ StAS B A II.1/28 08.03.1940

Bebauungsplan der Stadt Singen (Hohentwiel).

Auszug aus Blatt I und VIII

Maßstab 1:1000.

Nr. 9



Auszug aus dem „Bebauungsplan der Stadt Singen“, um 1932
In diesem Bereich der Nordstadt („Harsengraben“) hatte die Stadt in den 1920er Jahren eigene Bauprojekte begonnen. Nun begann auch der Bauverein im Bereich um den „Körnerplatz“ (rechts oben) Gebäude zu errichten. Der Plan macht zudem deutlich, wie sehr die württembergische Exklave „Bruderhof“ die Entwicklung der Stadt einschnürte.



Baugebiet Körnerplatz

Erhaltenes und saniertes Gebäude der BGO im Bereich „Körnerplatz“ im Jahre 2010

außerordentlichen Generalversammlungen beider Genossenschaften die Fusion durch einstimmige Annahme.¹⁰² Sie kamen dadurch einem „Führer-erlass“ vom 15.11.1940 zuvor, der die Neugliederung der Träger des künftigen Wohnungsbaues – nun „Sozialer Wohnungsbau“ genannt – regeln und bündeln sollte.¹⁰³

Trotz der beeindruckenden Bilanz war die Wohnungsnot in Singen nicht entschärft. Bürgermeister Philipp Herbold musste in einer Denkschrift zugeben, dass es den vereinten Kräften „in den letzten Jahren nie gelungen (ist), Wohnungsmangel in hiesiger Stadt zu beseitigen. Das rasche, durch die ungeheuere Entwicklung unserer industriellen Werke bedingte Anwachsen der Bevölkerung hat jeweils unsere Berechnungen und unser Wollen über den Haufen geworfen.“¹⁰⁴ Obwohl 1938 mit insgesamt 219 fertiggestellten Wohnungen ein Rekord der Bautätigkeit erreicht worden war und obwohl insgesamt 1.011 Wohnungen seit 1933 gebaut wurden, hatte man dieser Not nicht beikommen können.

Die Gemeinnützige Baugenossenschaft

Beide Baugenossenschaften hatten vor der Fusion Pläne, die wegen des Weltkriegs nicht zur Ausführung kommen konnten, obwohl für die Hälfte der geplanten 42 Wohnungen auch die Finanzierung schon sichergestellt war. Die neue Baugenossenschaft wollte sich jedoch nicht nur auf die Instandsetzung und -haltung verlegen. Die Stadt Singen hatte ihr ein Baugelände an der Audifaxstraße zugesagt, das ein Bauvolumen von etwa 40 Wohnungen aufnehmen konnte. Von der enzenbergischen Seite hatte noch der Bauverein ein Gelände gekauft, auf dem 31 Häuser entstehen konnten mit zusammen 186 Wohnungen. Durch Endbebauung anderer Grundstücke sollten noch einmal 16 Wohnungen fertiggestellt werden können.¹⁰⁵

Die Bauruhe sollte aber über das Ende des Zweiten Weltkriegs hinaus andauern. In der ersten Generalversammlung 1946 wurden zunächst personelle Umsetzungen vorgenommen. Der langjäh-

rige Vorstandsvorsitzende Karl Schneider, der 1935 sein Amt niedergelegt hatte, wurde erneut berufen. Auch Stephan Speck, einer der „herausragendsten Männer der Gartenstadt“¹⁰⁶ und ab 1933 aus den Akten verschwunden, wurde wieder in den Vorstand gewählt.

Erst 1949 konnte man wieder mit dem Bauen beginnen. Am Finkenschlagweg wurden 12 Wohnungen erstellt, ein Jahr später in der Waldstraße noch einmal deren acht. Schnell wurde klar, dass diese Volumina nicht ausreichen würden. Zwar war auch Singen im Krieg durch Fliegerangriffe bombardiert worden, erhebliche Schäden hatten jedoch vermieden werden können. 8,4 % der Gebäude Singens waren beschädigt, die Zahl der bewohnbaren Häuser lag bei 2.174. Insgesamt 4.879 Wohnungen (etwa 100 hatte die französische Armee beschlagnahmt) standen den 19.081 Einwohnern von Singen zur Verfügung.¹⁰⁷ Bei 195.342 Quadratmetern Wohnraum blieb rein rechnerisch pro Kopf ein Wohnraum von 9,75 qm.¹⁰⁸

¹⁰² StAS B A II.1/27 Geschäftsbericht für 1940

¹⁰³ so das Ministerialblatt für badische innere Verwaltung am 23.05.1941

¹⁰⁴ StAS B A II.1/82

¹⁰⁵ StAS B A II.1/27 Geschäftsbericht für 1940

¹⁰⁶ Gemeinnützige Baugenossenschaft eGmbH. Singen Hohentwiel (Hg.), Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum 1910-1960, Singen 1960, S. 53

¹⁰⁷ StAS II.1/94

¹⁰⁸ StAS II.1/83a



*Alu, Oberzellerhau, Kleingärten, um 1958
Auch aus der Luft wird schnell deutlich, dass es in den 1950er Jahren wieder aufwärts geht. Zwar wird jedes Fleckchen noch für einen Garten zur Selbstversorgung genutzt und der im Krieg stark in Mitleidenschaft gezogene Wald muss wieder aufgeforstet werden, doch die Bundesstraße 33 ist neu angelegt und umgeht Industrie und Wohngebiet. Einige Neubauten sind schon zu erkennen.*

Bebauungsplan der Stadt Singen (Hohentwiel)

Gewann: Oberzellerhau

Nr. 13

Anlage 1a

Tr. 3.56
Zum Antrag vom 8.9.52 gehörig.

(Württ. Parz. 18)

städt. Sportfeld - Gelände

W Ü R T T E M B E R G
G e m a r k u n g B r u d e r h o f

(Württ. Parz. 20)

(Württ. Parz. 19)

HOHENANGABEN IM
ALTEN SYSTEM

Endgültig festgestellt gemäß § 3, Abs. 6 des
Ortsstrabengesetzes vom 30. 7. 1930
Singen Hoh., den 11. 1. 1957

Stadt Singen Hoh.
Amt f. öffentl. Ordnung
passiviert
gez. Eisele
Stadtschrat

(L.S.)

Bebauungsplan „Oberzellerhau“, 1952/53
Die planerischen Grundlagen zur Abrundung des ersten Baugebietes des Bauvereins im Oberzellerhau wurden ebenfalls gleich zu Anfang der 1950er Jahre gelegt – wie die Unterschriften zeigen noch kurz vor der Ära Ott. In diesen Plan musste Hannes Ott nicht mehr eingreifen, er sah bereits eine Bebauung im Stil der „Gegliederten und Aufgelockerten Stadt“ in dem noch freien Baufenster vor.

Erklärung

- bestehende Bau- u. Straßenflucht
- Normal-Bebauung
- neu festzustellende Straßen- u. Besitzflucht
- aufzuklebernde Bau- u. Straßenflucht
- neue Straßenflucht
- Grenze des Planungsgebietes

Maßstab 1:1000

Bek. J. H. - Co. (Bek. u. Kroll)
Wollspinnerei, Seilfabrik
4981
Wollmaschinen
Wollspinnerei

Singen (Hoh.), den 11. 8. 1952
der Stadtrat:

Bearb.: Singen (Hoh.), d. 2. 8. 1952
Stadt. Verm.-Amt

Aluminium - W. W.



Hoffnungsvolle Gesichter der 1950er Jahre

Nach dem Ende des schrecklichen Krieges, der fast in jeder Familie seine Spuren hinterlassen hatte, sahen die Menschen in den westlichen Besatzungszonen Mitte der 1950er Jahre wieder hoffnungsvoll in die Zukunft. Wer das Glück hatte, in einer Siedlung der Baugenossenschaft zu wohnen – und sich nicht in die endlosen Schlangen der Wohnungssuchenden einreihen musste –, der hatte es wirklich schon „geschafft“ in dieser Zeit.

Die zweite Nachkriegszeit

In den ersten Friedensjahren änderte sich an diesen prekären Verhältnissen nichts. Singen stand mit diesem Problem nicht alleine da, einige Städte waren durch den unsinnigen Krieg nahezu komplett zerstört. Als vordringlichste Aufgabe der Bundesregierung, Länder und Gemeinden wurde deshalb vom Bundestag die Milderung der ungeheuerlichen Wohnungsnot bezeichnet, mit dem Ziel der endgültigen Beseitigung.

„Angesichts der übergroßen Wohnungsnot der Stadt Singen hat sich die Gem. Baugenossenschaft entschlossen, ihr Bauprogramm für 1950 erheblich zu erweitern“,¹⁰⁹ schrieb Vorstandsvorsitzender Karl Schneider an den Oberbürgermeister Theopont Diez. Für das Jahr 1950 wurden 70 Wohnungen geplant statt zuletzt 24, und auch für 1951 sollten noch einmal 54 Wohnungen gebaut werden. Um die Baugenossenschaft zu unterstützen erwarb die Stadt Singen Anteile in Höhe von 10.000 D-Mark.¹¹⁰ Bis 1960 baute die Genossenschaft 487 Wohnungen. Trotz dieser Leistung blieb die Situation drückend: „1.940 Wohnungssuchende (gibt) es in Singen, davon stehen 140 auf der Dringlichkeitsliste. ... (Dies ist) die Wohnungsfrage in Singen, zu der Oberbürgermeister Diez in der letzten Stadtratssitzung sagte, daß sie seit seiner Amtsführung noch nie so brennend gewesen sei wie jetzt.“¹¹¹ Nachdem der aus der Vorkriegsbevölkerung resultierende Eigenbedarf erfolgreich gedeckt worden war, zogen nun durch das Wirt-

Die Baugenossenschaft wollte ihren Teil dazu leisten.

schaftswunder weitere Arbeitssuchende, so z.B. auch aus dem Ruhrgebiet, nach Singen. Da in der Bundes- und Landesverwaltung Singen aber auch als Ort mit nicht-kriegszerstörter Großindustrie geführt wurde, sah man besonders große Kontingente von Flüchtlingen aus den Ostgebieten (die oft in den Übergangslagern in Niedersachsen und Schleswig-Holstein verharrten) und der DDR nach Singen vor. 1956 setzte dann mit den ersten „Gastarbeitern“ aus Italien ein neuer massiver Zustrom nach Singen ein.¹¹²

Die Wohnungssuchenden drängten auch in die Baugenossenschaft. Von 1950 bis 1960 stieg ihre Mitgliederzahl von 1.007 auf 1.500 Genossen. Zeitweise traten bei einer einzigen Generalversammlung 39 neue Mitglieder der Genossenschaft bei.¹¹³ Die Zunahme der Mitglieder wie auch derer, die ohne Mitgliedschaft Gesuche bei der Baugenossenschaft einreichten, stellte die Baugenossenschaft vor erhebliche personelle Probleme. Seit den Gründungstagen waren die Belange und die Verwaltung der Genossenschaft von Vorstandsmitgliedern ehrenamtlich, unter Vergütung einer

¹⁰⁹ StAS 643/4

¹¹⁰ StAS 641/9

¹¹¹ Südkurier 20.8.1956

¹¹² Berchmann, Michael S.: „50 Jahre Gastarbeiter“, in:

SINGEN Jahrbuch 2006, S. 95 - 96

¹¹³ ABO, Protokollbuch 16.3.1955



Anerkennungssumme, erledigt worden. Nun wurde der Verwaltungsaufwand zu groß und der Vorstand resignierte.

Eine unmittelbare Folge davon war die Einführung eines hauptamtlichen Geschäftsführers. In der Sitzung vom 28.06.1956 entschieden sich Vorstand und Aufsichtsrat für den Verbandsprüfer Anton Eckervogt aus Karlsruhe. Dieser sagte auch zu, trat seine Arbeit am 01.10.1956 an und bat als erste Amtshandlung um eine neue Mitgliederregistratur, die einstimmig genehmigt wurde. Zwei Jahre später wurde mit Fritz Engelmann ein hauptamtlicher Kassierer bestellt. Trotz dieser personellen Aufstockung (zusätzlich wurde zu Ostern 1957 ein Lehrling eingestellt) musste über die Presse beschieden werden, dass „Vorsprachen von Wohnungssuchenden, die bei der Baugenossenschaft noch nicht registriert sind, zwecklos (sind). Es sei denn, daß die einzelnen Wohnungssuchen-

den in der Lage sind, sich an der Finanzierung von Wohnungen maßgeblich zu beteiligen. Die bei der Genossenschaft vorliegenden dringenden Wohnungsgesuche sind so zahlreich, daß sie in absehbarer Zeit nicht bearbeitet werden können.“¹¹⁴ Die Baugenossenschaft versuchte so gut wie möglich die Flut der Anträge einzudämmen, verzichtete gänzlich auf Mitgliederwerbung und um ihre alten Mitglieder zu schützen, beschloss sie sogar „eine interne Mitgliedersperre“.¹¹⁵ Eine harsche Politik, die die Baugenossenschaft schmerzen musste. „Es war sicherlich nicht leicht, die 200 Wohnungssuchenden zu vertrösten, von denen ein gutes Drittel zu den sozial Schwachen zählt, die einfach des Geldbeutels wegen keine teure Neubauwohnung mieten können“, wie der Südkurier mitfühlend berichtete.¹¹⁶

¹¹⁴ Südkurier 9.5.1958

¹¹⁵ StAS 643/3 Geschäftsbericht 1958

¹¹⁶ Südkurier, 27.7.1959

¹¹⁷ Südkurier 20.7.1954

Nicht nur Quantität, sondern auch Qualität

Eine Wohnung in Singen zu finden, war ein großes Problem, aber für die Glücklichen, denen eine Wohnung zugeteilt werden konnte, stellten sich ebenfalls Probleme: Mit dem Einsetzen des „Wirtschaftswunders“ in der Bundesrepublik gab es die Tendenz, dass „sozialer Wohnungsbau“ immer mehr auch „gehobener Wohnungsbau“ wurde, die Richtlinienätze, die zur Bemessung der Miete führten, angepasst wurden und sich so erhöhten. „Man müsse in unserer Stadt davon ausgehen, dass die Mehrzahl der Mieter ein Einkommen von nicht über 400 Mark monatlich habe und dass für diese höchstens noch Mieten von 45–50 Mark tragbar seien.“¹¹⁷ Der Anreiz für private Bauherren, schnell billige Wohnungen hochzuziehen, war groß.

Die Gemeinnützige Baugenossenschaft hatte sich früh gegen diese Tendenz ausgesprochen. Abge-



Bau der Kreistankstelle 1956

Das erste Haus des Bauvereins aus der ersten Bauserie ab 1910 musste bereits im April 1956 weichen. Doch bei diesem Abbruch handelte es sich noch nicht um eine Sanierung, sondern um den Ausbau zur „autogerechten Stadt“: an der 1951 eröffneten neuen Radolfzellerstraße/B 33 sollte eine „Kreistankstelle“ ein markantes Eingangstor zur Stadt bilden (oben 1987, oben rechts 2010).



sehen davon, dass in ihrer gültigen Satzung seit 1910 verankert war, dass sie ihren Genossen „gesunde und bequeme Wohnungen“ verschaffen wollte, hielt sie in einer Denkschrift fest: „Eine Wohnung muss folgende Bedürfnisse des Menschen befriedigen: Wohnen, Schlafen, Kochen und Haushaltführen, Körperpflege. Eine Wohnung muss eine abgeschlossene, selbständige Wohneinheit bilden. Kein Raum darf gleichzeitig zum Wohnen, Schlafen und Kochen benutzt werden ... Innerhalb jeder Wohnung muss sich ein WC befinden. Ein Waschraum – möglichst mit Bad – ist getrennt von den übrigen Räumen zu fordern. ... Auch Kleinstwohnungen müssen diese Mindestanforderungen erfüllen. Primitivwohnungen (Baracken, Bunker, Wohnhöhlen) sind keine Lösungen der Wohnungsfrage und bilden hygienische Gefahrenherde.“ Man übernahm damit die Forderungen, die Ärzte- und Architektenverband zuvor in den „Leitsätzen für gesunde Wohnungen“ zusammengestellt hatten.¹¹⁸

Um diesen Ansprüchen gerecht zu werden, mussten sich die genossenschaftlichen Organe um alle Belange kümmern. Die Protokollbücher der Mitgliederversammlungen enthalten denn auch neben Besprechungen von Wohnungsvergabe und -tausch zwischen den Mitgliedern hitzige Diskussionen über notwendige Qualitätsstandards. Unbestritten war in einer Versammlung, dass im Zuge der Modernisierung alte Brennöfen zu ersetzen seien. Allein die Frage, in welchem Umfang dies geschehen sollte, führte zu ausgiebigen Diskussionen auf den Mitgliederversammlungen. Man fand schließlich den Kompromiss, dass Öfen, „die wirklich durch Abnutzung derartig defekt sind, daß sie als unbrauchbar gelten, von der Genossenschaft voll ersetzt werden (sollen); sofern es sich jedoch nur um eine Verschönerung der Stube handelt, soll sich die Genossenschaft der Kosten entziehen“.¹¹⁹

¹¹⁸ StAS 643/3 30.1.1952

¹¹⁹ ABO, Protokollbuch II 15.12.1953



Oberzellerhau 1960/70er Jahre

Erlebnisbericht zum 100-jährigen Jubiläum der Baugenossenschaft Oberzellerhau, von Bernhard Schober

Der Oberzellerhau, ein Wohngebiet im Osten der Stadt zwischen Aluminiumstraße und Radolfzeller Straße.

Im Jahr 1959, ich selbst war damals zwei Jahre alt, wurde mein Vater aus beruflichen Gründen von Donaueschingen nach Singen versetzt. Wir bezogen eine Wohnung im zweiten Obergeschoss des Oberzellerhau 9, genauer gesagt, eine 3-Zimmer-Wohnung mit ca. 70 qm, die für damalige Verhältnisse durchaus als komfortabel bezeichnet werden konnte. Vor allem verfügte sie über einen Gasdurchlauferhitzer, der in kürzester Zeit Warmwasser lieferte und einem somit das lästige und zeitaufwendige Anfeuern ersparte und dafür sorgte, dass die Vorbereitungen auf das wöchentliche Bad nicht zu einer stundenlangen Prozedur ausarteten. Auch war die Wohnung für nur drei Personen geräumig und bot auch noch nach der Geburt

Lesen Sie weiter die «Geschichte der BGO», ab Seite 59!

Für Schäden durch Frost kam die Genossenschaft auf, aber auch die Genossen waren für den guten Zustand ihrer Wohnungen verantwortlich, der auch überprüft wurde. „Von verschiedenen Aufsichtsratsmitgliedern wurde auf die Notwendigkeit hingewiesen, Hauskontrollen in den Wohnungen vorzunehmen. Aufsichtsratsvorsitzender Hofer ergänzte hierzu, daß es unmöglich sei, dieselben vom Aufsichtsrat durchzuführen, obwohl eine dringende Notwendigkeit besteht.“¹²⁰

Auch um Probleme des alltäglichen Bereichs musste sich der Aufsichtsrat kümmern. So wurde beanstandet, dass in den verschiedenen Wohngebieten der Genossenschaft das Fußball- und Federballspiel überhand nehme. Ebenso werden die Waschplätze von den Kindern als Spielplätze und Zeltplätze benützt.¹²¹ In einer anderen Sitzung stand zur Debatte, ob ein Gartentor geschlossen bleiben sollte oder nicht. In der darauf entstandenen Diskussion wurde der Antrag gestellt, „daß das Tor in der alten, früheren Weise geöffnet bleibt ... da es sich hier um ein Gewohnheitsrecht“ handelte.¹²²

Eine Zunahme des Wohlstands signalisierte auch das Parkplatzproblem. Die Baugenossenschaft sieht sich durch die zunehmende Motorisierung veranlasst, die Halter von Kraftfahrzeugen zu ermahnen, nicht in den Hofräumen zu parken, da diese zum „Durchgehen, Wäschetrocknen, Teppichklopfen, Aufenthalt der Kinder“ vorgesehen seien. Auch dürfen Mopeds nicht in „Mieträumen (also

auch in den Kellern) geparkt werden, da in ihren Tanks eine brennbare Flüssigkeit sei, was im Brandfalle eine Schadensabwicklungsverweigerung der Feuerversicherung nach sich ziehen könne“. Das Gleiche gelte für Holz auf den Trockenböden.¹²³

Diesen manchmal substanziellen und manchmal kleinlichen Problemen zum Trotz behielt die „Oberzellerhau“, wie sie nun mehr und mehr genannt wurde, ihre Wohnungen konsequent in Miete, was ihr auch im Stadtrat Singens verdankt wurde. In der Debatte um eine Beteiligung der Stadt an der dritten Baugenossenschaft Singens, der „Neuen Heimat“, bekommt die gemeinnützige Baugenossenschaft Zuspruch: Stadtrat Johann Susin (KPD) wendet ein, dass die von „Hegau“ und „Neue Heimat“ erstellten „Häuser im Verlauf einiger Jahre in den Besitz von Interessenten übergehen“. Die gemeinnützige Baugenossenschaft sei die einzige, die im Besitze der erstellten Wohnungen bleibe. Er könne nicht einsehen, „warum sich die Stadt an einer Baugenossenschaft beteilige, die Häuser für andere Leute baue.“ Susin stimmte als einziger gegen eine Beteiligung an der „Neuen Heimat“.¹²⁴

¹²⁰ ABO, Protokollbuch II 15.12.1953

¹²¹ ABO, Protokollbuch II 2.8.1956

¹²² ABO, Protokollbuch II 25.10.1957 Die Abstimmung ergab 4 Stimmen für den Antrag bei 3 Stimmenthaltungen.

¹²³ StAS NL Lumbe, Rundschreiben

¹²⁴ StAS 641/10, 9.4.1956



meines Bruders
im Jahr 1962 genügend Platz.

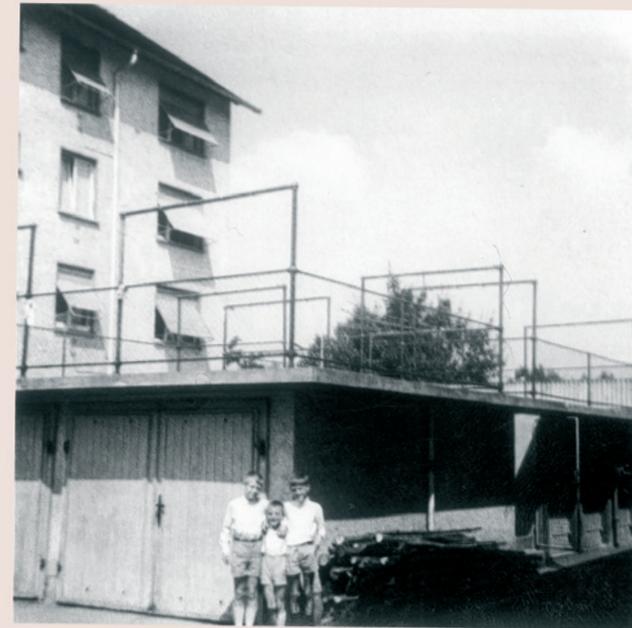
Insbesondere im Vergleich zu Familien in der Nachbarschaft, die sich eine vergleichbare Wohnung nicht selten zu fünft oder zu sechst teilen mussten. Allerdings waren die Wohngebäude zu dieser Zeit noch nicht mit Zentralheizungen ausgestattet. Die Wärmeversorgung gewährleisteten Öleinzelnöfen, die Küchen wurden mit Holzöfen geheizt. Im Kellerraum einer jeden Mietpartei stand ein Öltank, aus dem das wärmespendende Nass in Ölkannen abgezapft, in die Wohnungen gebracht und in die Öfen eingefüllt werden musste. Für die Mieter der oberen Etagen nicht selten eine schweißtreibende Angelegenheit.

Die Nachbarschaft setzte sich überwiegend aus Arbeitern, Angestellten und Beamten zusammen, denen die Baugenossenschaft vor allem eines bot: bezahlbaren Wohnraum. Im Gegensatz zur heutigen Zeit, in der die Miete per Dauerauftrag oder Einzugsermächtigung entrichtet wird, war diese bis Mitte der Sechziger Jahre zum Ersten eines



jeden Monats bei der Geschäftsstelle der Baugenossenschaft bar zu bezahlen, was nicht selten zu einer Schlangenbildung am Kassenschalter führte. Die Hausnummer 9, direkt an der Radolfzeller Straße und gegenüber dem Osteingang des Hohentwielstadions gelegen, bildete mit der Hausnummer 7 eine Einheit. Die parallel zueinander stehenden Häuserblocks mit jeweils 12 Wohneinheiten teilten sich eine Wäschehänge, vor allem aber waren sie durch einen Hof miteinander verbunden, der den Erwachsenen zur Kontaktpflege diente und den insbesondere wir Kinder trefflich zu nutzen wussten.

Dass mir von der Zeit, in der ich im Oberzellerhau lebte, meine Kindheit in den Sechziger Jahren in besonders guter Erinnerung geblieben ist, hat vor allem einen Grund: Es wimmelte damals vor Kindern. Allein aus den beiden Wohnblocks Oberzellerhau 7 und 9 trafen sich in diesen Jahren durchschnittlich um die zwanzig Altersgenossen, um miteinander zu spielen. Zu einer Zeit, in der nur



wenige Familien im Besitz eines Fernsehgeräts waren, von den heutigen technischen Errungenschaften wie PC, DVD-Player oder Handy ganz zu schweigen, spielte sich die Freizeitgestaltung wann immer möglich im Freien ab, wozu der besagte „Hof“ bestens geeignet war. Langeweile kam nicht auf, wir wussten uns stets zu beschäftigen: Rad- und Tretrollerfahren, Rollschuhlaufen, Fangen, Verstecken oder auch Völkerball, um nur einige Beispiele aus unserem Freizeitrepertoire zu nennen.

Bei uns Jungs stand damals das Fußballspielen ganz hoch im Kurs. Gekickt wurde auf eine Teppichstange, die als Tor diente, oder, zum Leidwesen der in Parterre wohnenden Mieter, auf die kleinen, ebenerdigen Kellerfenster, was zur Folge hatte, dass jeder Torerfolg mit einem geräuschvollen Geschepper verbunden war. Aber das war so ziemlich das Einzige, mit dem wir die Nerven der Leute strapazierten.





Neues Baugebiet Malvenweg, um 1957/58

Auf diesem Luftbild ist nicht nur die Gartenstadt sehr gut zu erkennen (Zentrum, rechts der Mitte), sondern auch der noch nicht bebaute Malvenweg (oberer Bildrand). Auch die Südseite des Friedrich-Ebert-Platzes und die Georg-Fischer-Straße sind noch nicht ausgebaut, ebenso fehlen noch die Ev. Markuskirche (links der Gartenstadt) und die Schillerschule (oben, Zentrum).



Neues Baugebiet Malvenweg, 1967

Rund zehn Jahre später ist die Bebauung des Malvenwegs im Stil der „Gegliederten und Aufgelockerten Stadt“ bereits vollzogen (mehr dazu im Beitrag „SINGEN und seine städtebauliche Entwicklung“ in diesem Buch). Die ersten drei Wohnblocks am Malvenweg östlich der Worblinger Straße gehören der BGO.

Sättigung und Verlagerung der Probleme

Mitte der Sechziger Jahre wurde eine vorsichtige Erholung der Wohnungsnot in Singen konstatiert: „In der Wohnungsverorgung ist in 1963 eine weitere Verbesserung eingetreten, und zwar besonders hinsichtlich der Versorgung mit 1- und 2-Zimmer-Wohnungen, bei denen sich die Wartezeiten von vier auf ein bzw. zwei Jahre verkürzt haben ... Die Zahl der Wohnungssuchenden ist weiterhin wenn auch noch bei weitem nicht in befriedigendem Maße zurückgegangen.“¹²⁵

Doch die Wohnungsnot blieb Singen erhalten, sie änderte lediglich ihr Gesicht. Die Baugenossenschaft musste eine anwachsende „Zahl der Wohnungssuchenden, die aus dem Bereich des privaten Hausbesitzes zu uns kommen, weil die privaten Hausbesitzer größeren Eigenbedarf geltend machen, bzw. Familienangehörige wohnlich versorgen wollen“.¹²⁶

Geradezu erschreckend war in Singen die Entwicklung auf dem Baulandmarkt. „Hier wäre es nur möglich, mit sehr drastischen Maßnahmen Abhilfe zu schaffen, für die aber alle zuständigen Stellen scheinbar nicht den nötigen Mut aufgebracht hätten. Hierzu gehöre vor allem der Mut, denjenigen,

¹²⁵ StAS 643/3 Geschäftsbericht 1963

¹²⁶ StAS 643/3 Geschäftsbericht 1963





Baugebiet Malvenweg, 2010

Seit einigen Jahren steht die Sanierung und Hebung des Niveaus in verschiedensten Bereichen auf der Agenda der BGO. In neuester Zeit steht vor allem die energetische Sanierung im Mittelpunkt.

zungen gewünscht werden, dauern die Wartezeiten noch länger. „Bei den 1- bis 2-Zimmerwohnungen ist die Nachfrage wieder reger geworden und somit auch bei diesen kleinen Wohnungen eine kurzfristige Versorgung nicht möglich. Besonders schwierig gestaltet sich die Versorgung jener Mitglieder, die mit ihren Einkommen über den Einkommensgrenzen des sozialen Wohnungsbaues liegen. Diese Mitglieder können wir nur in unserem Althausbesitz bzw. in freifinanzierten Wohnungen unterbringen.“¹²⁸ Sorgen bereiteten auch die Mitglieder, die mit ihrem Einkommen unter den Einkommensgrenzen lagen, aber die Möglichkeiten eines Wohngeldanspruchs nicht benutzen wollten, weil sie dies als staatliches Almosen empfanden, das sie rundweg ablehnen. Um als sozialer Wohnungsbau zu gelten und so in den Genuss staatlicher Gelder für das Bauen zu kommen, musste die Baugenossenschaft ein bestimmtes Kontingent der Wohnungen zweckgebunden an sozial Schwache vergeben. „Das Wohngeld ist die Folge der Umstellung der Finanzierung im sozialen Wohnungsbau. Wohngeldberechtigte Wohnungssuchende, die das Wohngeld nicht beantragen wollen, werden in Zukunft kaum in Besitz einer Neubauwohnung kommen können“,¹³¹ mahnte der Tätigkeitsbericht.

die mit Grund und Boden, welcher der Allgemeinheit dienen sollte, Wucher trieben, endlich das Handwerk zu legen, auch auf die Gefahr hin, in diesen Kreisen auf energischen Widerstand zu stoßen.“¹²⁷

Wirtschaftswunder und zunehmender Wohlstand hatten Ende der Fünfziger Jahre zu einer deutlichen Ausweitung des privaten Baumarktes geführt, mit der unmittelbaren Folge, dass Grundstücke zu Spekulationsobjekten geworden waren und die Preise deutlich nach oben schnellten. Bauen wurde für die Baugenossenschaft wieder schwierig und teuer. Resigniert musste man feststellen, dass „die seit Jahren auftretenden Preissteigerungen nicht nur nicht gebremst werden (konnten), sondern im höheren Maße als in früheren Jahren festzustellen (sind). Bei dieser recht traurigen Entwicklung der Baulandpreise, der Baupreise und der Bewirtschaftungskosten werden wir bald kürzertreten müssen, zumal es so scheint, als ob höhere Stellen und Persönlichkeiten dieser Entwicklung machtlos

gegenüberstehen.“¹²⁸ Es blieb zwar die „Hoffnung, daß die Preise möglichst bald stabilisiert werden, damit unsere Arbeit eine Erleichterung erfährt.“¹²⁹, aber diese Hoffnung hege man nun auch schon seit längerer Zeit.

Diesen Widrigkeiten zum Trotz konnte die Baugenossenschaft in der Dekade von 1960 bis 1970 in 35 Häusern 400 Wohnungen erstellen. Vor allem im Malvenweg entstanden 134, und in der Peter-Thumb-Straße konnte die 1.000. Wohnung bezogen werden. Das Oberzellerhau wurde mit 40 Wohnungen weiter verdichtet. Über ihre bisherigen Baugebiete hinaus baute die Genossenschaft nun auch an der Bohlingerstraße, der Unteren Haselstraße, der Konstanzer- und der Bruderhofstraße.

Die wohnliche Versorgung der Mitglieder machte trotzdem Sorge. 3- und 4-Zimmer-Wohnungen waren sehr gefragt, so dass die Wohnungssuchenden Wartezeiten von ca. 2–4 Jahren in Kauf nehmen müssen. Sofern Wohnungen mit Zentralhei-

127 Südkurier 21/22.7.1962

128 StAS 643/3 Geschäftsbericht 1962

129 StAS 643/3 Geschäftsbericht 1964

130 StAS NL Lumbe, Geschäftsbericht 1969

131 StAS 643/3 Geschäftsbericht 1966



BGO-Bauten im Malvenweg, um 2006/10

Die erfolgreiche innere Sanierung der Bauten im Malvenweg zeigt sich nach Außen auch durch eine moderne Gestaltung und liebevolle Details.

**Lesen Sie weiter die
«Geschichte der BGO», ab Seite 69!**

Die beinahe erfolgte dritte Fusion

Angesichts der Probleme, die der unerschwingliche Baugrund und das teure Bauen mit sich brachten, sah man sich einmal mehr vor die Frage gestellt, ob man mit anderen Baugenossenschaften zusammengehen sollte, um so die Lasten besser zu schultern. Als Kandidatin bot sich die Baugenossenschaft „Hegau“ an, die 1952 gegründet worden und schnell gewachsen war. Bis zur Generalversammlung im Jahr 1970 wollte man den Mitgliedern „ein klares Konzept vorlegen und zur Entscheidung bringen“.¹³² Doch dazu kam es nicht. Die „dritte Fusion“ seit 1910 kam nicht zustande.

132 StAS NL Lumbe, Südkurier 09.11.1970



Alte Gartenstadt 1960/70er Jahre

Zwischen Kirschbaum und Kicken

Eine wunderbare Kindheit in der Singener Gartenstadt, von Jürgen Gruler

Die Gartenstadt mag für einen großen Vermieter nicht ideal gewesen sein. Große Gartenflächen, zweistöckige Häuser aus der Jahrhundertwende, in denen nur der ein Bad hatte, der es selbst – wie mein Vater – im Keller eingebaut hatte! Auch für individuelle Heizungen hatte jeder zu sorgen: vom Kohle-, über den Ölofen bis zum Nachtspeichergerät gab es alles. Sicher ist aber, dass es den Mietern hier gut gefiel, vor allem aber deren Kinder eine unbeschwertere Kindheit genossen haben, an die sich wohl jeder gerne erinnert.

Wir wohnten in der Worblinger Straße 40. Das war jener Block, der parallel zur Worblinger Straße stand und auf der einen Seite vom Schreiberweg und auf der anderen vom Alten Grenzpfad mit Getränkehandel und Geschäft von Emil Sräga begrenzt wurde. Wir hatten eine Vierzimmerwohnung mit großer Wohnküche, in der gemeinsam auf der Eckbank gegessen wurde, Wohnzimmer mit Chaiselonge, Schwarz-Weiß-Fernseher und Festtagstisch, einem bis oben hin hellblau gefliesten Bad in der ehemaligen Waschküche. Unsere Toi-

lette war wie überall in der Gartenstadt im kleinen Fluranbau neben dem Eingang und musste im Winter mit einem Elektroheizstrahler warm gehalten werden, damit das Wasser und natürlich man selbst nicht einfrohr. Übers Treppenhaus ging es ins Obergeschoss, wo es ein Kinderzimmer für uns zwei Buben gab, in dem aber auch noch Strick- und Nähmaschine der Mutter untergebracht waren. Daneben war das Schlafzimmer von Opa und Oma und durch dieses Zimmer hindurch ging es zum Schlafzimmer meiner Eltern, das über der kleineren Nachbarwohnung von Bucks lag. Das war auch der Ort, an dem ich Hartnäckigkeit und Durchsetzungsvermögen lernte. Im Bettstättle randalierte ich jeweils mittags so lange, bis die Nachbarin zu meiner Mutter ging und sie bat, mich zu holen. Mittagsschlaf war eben nie meine Sache.

Das lag wohl daran, dass es jeden Tag aufs Neue in der Gartenstadt so spannend war. Dreh- und Angelpunkt war bei uns und bei allen Nachbarn die große Küche. Hier spielte man mit den Nachbarkindern Lego oder baute seine Carrera-Rennbahn auf, hier ritten Indianerles ihre Angriffe auf Wagenburgen und ein Plastikfort. Hier aßen immer alle drei Generationen zu Mittag und zu Abend. Hier saß der Opa unterm Salzbüchsele in der Ecke neben dem Kuchekaschte und rauchte seine Pfeife. Und wenn der Indianerkrieg mal zu sehr tobte, schritt er auch mal regulierend ein. Und wenn das Wetter über Tage schlecht blieb, dann gab es in den großen Speichern in Kisten und Ecken viel zu



entdecken. Oder man dachte sich nach Lektüre der damals hippen Gespenstergeschichten eine eigene solche aus und spielte sie im Keller nach. Da hat sich manch ein Nachbarsmädchen schlimm erschrocken, wenn ich ihr ohne Vorwarnung das alte, hinter der Kohlenkellertür hängende Holzbein meines Opas zeigte. Und auf dem Holzregal gab es immer eine Tafel Schokolade oder ein Glas eingeweckte Mirabellen für den nie enden wollenden Appetit von Kindern, die den ganzen Tag durch die Gartenstadt stromerten.

Mit der Frühlingssonne öffneten sich die Küchenfenster, die ja nicht zur damals schon vielbefahrenen Worblinger Straße, sondern zum ungeteerten Hof hin lagen. Und da ja die meisten Frauen nur Teilzeit oder gar nicht arbeiteten, war hier immer was los. Für einen kleinen Schwatz war meistens Zeit. Da wurde dann schon mal der Einkauf vorgezeigt oder das Eheproblem verhandelt. Zwischen-



durch kam noch der Briefträger, der gern mal ein Schnäpschen trank. Und die Rentner versammelten sich auf einem Sammelsurium von Stühlen und Gartenbänken unterm Kirschbaum von Opa Bach, erzählten, debattierten und schimpften auch mal. Es war das, was heute mühsam in Generationenhäusern versucht wird, eine große Wohngemeinschaft.

Eigentlich wusste man alles von seinen Nachbarn. Das lag sicher auch daran, dass längst nicht jeder ein Telefon hatte. Wir hatten zusammen mit der Familie Martin 1974 – nach zweijähriger Wartezeit – ein Telefon bekommen. Die Leitung lief oberirdisch, im Hof war extra ein Holzmast aufgestellt worden. Meine Eltern hatten einen Gebührenzähler installieren lassen. Das sorgte für rege Nutzung

Alte Gartenstadt, um 1970

Die Gartenstadt wurde erbaut zur Behebung der Wohnungsnot in der schnell wachsenden Industriestadt Singen. Doch sie folgte einem außergewöhnlichen architektonischen Konzept, das auch für „Arbeiterwohnungen“ eine ansprechende Gestaltung vorsah, dies zeigt die Flankierung des Zugangs durch dorische Säulenreihen. Leider wurde das Konzept nicht vollständig durchgearbeitet, denn die Dachhöhe ist nicht auf den Zuschnitt der Geschosse abgestimmt.

des Telefons auch durch die Nachbarschaft. Da rief die Verwandtschaft aus Esslingen an und legte wieder auf, bis ich rübergesprungen war, um Frau Buck zu holen. Die telefonierte dann gerne mal eine halbe Stunde mit ihrer Schwester. Und das so lautstark, dass die ganze Familie nicht anders



konnte, als alles mitzuhören. Mutter zeigte sich geschäftstüchtig, verlangte statt der 23 Pfennig pro Einheit, die wir an die Post zahlen mussten, 30 und finanzierte sich so einen Gutteil der Grundgebühr mit. Vorher musste man an die Südstadt-Post laufen, um dort in der Reihe vor den beiden Telefonzellen anzustehen, um mit genügend Kleingeld mal die Verwandtschaft in der Schweiz anrufen zu können.

Die Gemeinschaft in der Gartenstadt wurde gepflegt. Wir waren die ersten, die ein sogenanntes „Party-Fass“ hatten, eine Zapfanlage für 5-Liter-Fässer, die mit Kühlelementen bestückt in eine Art Fass aus Plastik kamen und aus denen man das Bier frisch zapfen konnte. Hinter dem grünen Schopf auf dem Plätzchen vor dem Himbeerenwald wurde viele Abende in trauter Nachbarschaft zusammengesessen und von der Arbeit, den Verwandten und Gott und der Welt erzählt. Und wenn es keinen Platz mehr gab, setzte sich der schmale Nachbar Blüml auch mal in den Kinderstuhl und sagte „S’goht scho!“ Natürlich gab es auch mal Streit in

der Idylle, wurde mit dem einen oder anderen eine Zeitlang nicht gesprochen.

Uns Kinder interessierte das nicht. Verbote, mit dem oder jenem nicht zu spielen, waren erstens unsinnig und zweitens unkontrollierbar. Die meisten Kinder in der Reihe waren ein paar Jahre älter als ich und so hatte ich schnell spitz, dass es nachmittags, wenn die aus der Schule kamen, viel spannender zu Hause ist als im Kindergarten. Zumal man dort ja bei Schwester Canisia gern mal dabei erwischt wurde, wenn man beim Singen nur den Mund bewegte. Das alleinige Vorsingen, das dann als Strafe folgte, war wahrlich kein Zuckerschlecken. Kaum hatte man zu Mittag gegessen, schellte einer die anderen heraus. Das war mit den Drehschellen an den Türen schon ein besonderer Spaß. Wer noch Aufgaben machen musste, stieß später hinzu, schließlich kannte man im Unterschied zu den Eltern alle Verstecke genau. Einen Spielplatz brauchte niemand. Die großen Gärten und die wenig befahrenen Nebenstraßen waren unser Areal. Sehr zum Leidwesen mancher Garten-

besitzer, denn wenn so eine Kindermeute sich auf dem Kirschbaum oder am Johannisbeerstrauch sattgegessen hatte, blieb manchmal nichts mehr für den geplanten Kuchen übrig. Dass manch ein zartes Salatpflänzchen beim Verstecken unter die Sohlen kam und das eine oder andere Gemüsebeet einem Wildschweinangriff glich, nachdem die Kindermeute über die Zäune geklettert war, versteht sich.

Ständig wurden neue Spiele erfunden. Es kam die Zeit, als man auch Messer hatte, mit denen Stöcke geschnitzt wurden. Einer kam auf die Idee, dass man die Messer an die Stöcke binden könne und man so klasse Speere habe. Die warf man dann auf eine am Apfelbaum befestigte selbst gemachte Zielscheibe. Am Ende schrie einer, er hatte einen Speer im Hintern und musste mit vier Stichen bei Dr. Weinsheimer über der Straße genäht werden. Kollateralschaden nennt man das wohl, es passiert eben immer mal was. Manchmal bekam man eben auch einen Stein an den Kopf, wenn die Bande vom oberen Block eine Steinschlacht mit der vom unteren Block anzettelte. Oder auch, wenn man beim Blinde-Kuh-auf-dem-Fahrrad-Spiel aus Versehen auf das geparkte Nachbarauto fuhr. Pflaster drüber und weiter ging es ins Abenteuerland Gartenstadt.

Schreberweg und Alter Grenzpfad waren für Ballspiele bestens geeignet. Da wurde mit Ziegelstücken ein Spielfeld aufgemalt und Mannschaften für Völkerball oder Brennball gewählt. Am liebsten



*Alte Gartenstadt, letzte Bewohner, um 1975
Wer günstig wohnt, der kann sich etwas leisten! Dies zeigt der hochklassige 6-Zylinder-FORD, der hier in der Gartenstadt steht. Die Tage der alten Siedlung waren aber bereits gezählt ...*

spielten wir Jungs aber Fußball auf der Straße. Das war schon ab zwei Personen möglich, indem man den Ball abwechselnd an die Hauswand schoss, schließlich wusste man, wer tagsüber bei der Arbeit war. Blöd war's, wenn der Lederball auf die Worblinger Straße flog, das sorgte dort für manch ein Bremsmanöver. Und wenn dann alle Viertelstunde mal ein Auto durch den Schreberweg wollte, musste man halt mit „Schiedsrichterball“ weitermachen. Natürlich gab es auch beim Kicken Unglücke. Die Anwohner klappten ja vorsichtshalber ihre grünen Läden vor die Fenster und schützten sich so vor der Sonne und dem Lederball. Aber fast schon magisch zog eine vielleicht 1,50 Meter breite und 1 Meter hohe Leuchtreklame vom Schuh-

macher Gaißer unseren Ball an. Sie ging mehrfach zu Bruch. Auch unsere Haftpflichtversicherung musste mal knapp 400 Mark berappen. Und schwierig war ja immer die Tätersuche für den Schuhmachermeister. Denn eins war klar, wenn es klirrte, holte noch schnell einen den Ball und in wenigen Sekunden waren alle verschwunden und kamen erst Stunden später aus ihren Verstecken. Aber Gaißer kannte uns alle, schaute vorsichtshalber regelmäßig aus seinem großen Fenster und brauchte anschließend nur ein Elternteil ansprechen, das dann solange den eigenen Balg verhörte, bis der Täter herauskam.

Wobei es auch manchmal wirklich ungerecht zuging. Und Eltern eingreifen mussten, um böse Nachbarn zur Raison zu bringen. Ich hatte einen wunderbaren Lederfußball zum Geburtstag bekommen und wir spielten auf dem Alten Grenzpfad. Nun muss man wissen, dass dort zwar auf der einen Seite die Gartenstadt war, auf der anderen aber nette Einfamilienhäuser von durchaus etwas besser gestellten Familien. Das erste gehörte Schillers, einem älteren Ehepaar, dem unser Kicken ein stetiger Dorn im Auge war. Der Gartenzaun war so niedrig, dass es einfach nicht zu verhindern war, dass der Ball das eine oder andere Mal im Garten einschlug und zugegebenermaßen eine Schneise der Verwüstung durchs Blumenbeet zog. Da galt es dann, schnell über den Zaun zu springen und den Ball zu holen, denn Frau Schiller wachte hinter den Gardinen, schickte ihren

Mann hinaus und konfiszierte den Ball. Erst wenn man sich tags drauf förmlich entschuldigte, versprach, woanders Fußball zu spielen, bekam man den Ball wieder. Einmal hatten wir es zu weit getrieben. Der Mann war beim Die-Treppe-herunterrennen in seinen Hausschuhen gestolpert und hatte sich aufgeschürft. Und Frau Schiller war richtig sauer. Alles Entschuldigen half nichts mehr, der Ball blieb in Verwahrung. Abends fragte mich meine Mutter, wo denn mein Ball sei, den sie teuer beim Sporthaus Schweizer am Ebert-Platz gekauft hatte und der sonst regelmäßig von mir abends eingefettet wurde. „Bei Schillers“ gestand ich: „Die geben ihn nicht mehr raus!“ Am nächsten Morgen, so gegen zehn, sagte meine Mutter zu mir: „Du kommst mit!“ Sie versuchte es erst im Guten, als dann Frau Schiller stur blieb, wurde meine Mutter sauer: „Wenn Sie nicht sofort den Ball rausgeben, dann hol ich die Polizei!“ Das wirkte. Wir spielten erst mal die nächsten zwei Tage drüben am Schreberweg, bis wir uns wieder auf den Alten Grenzpfad trauten ...

Tiere spielten in der Gartenstadt auch eine große Rolle. Unsere Nachbarn hatten Stallhasen, die natürlich putzig waren und die Gemüsereste aus der gesamten Nachbarschaft vertilgten. Für uns Kinder war es toll, die Hasen zu streicheln und für uns war es auch ganz normal, dass sie geschlachtet wurden und dann das Fell an der Schopftür zum Trocknen hing. Die Katzen streunten durch die Gärten, die Schneckenplage wurde mit hochgifti-

gem blauen Korn bekämpft oder Oma schnitt einfach mit dem Gartenmesser quer durch deren Leib. Vom Café Harder kamen Schäferhündin und Langhaardackel herüber, um am offenen Küchenfenster zu bellen, bis sie ein Stück Wienerle bekamen. Und Nachbarshund Peter war ein richtiger Berserker. Der Spitz-Mischling tobte hinterm Gartenzaun wie verrückt, wenn wir davor Grimassen machten oder ihn mit einem Stöckchen reizten. Mir zahlte er es mal heim, als er einen gezielten Biss ins Knie setzte. Wenn manchmal sonntags niemand zu Hause war, heulte er stundenlang wie ein Wolf, sehr zum Ärger der Nachbarschaft.

In der Gartenstadt hatte man alles, was man als Kind brauchte: Platz, Unbeschwertheit, Spielkameraden und Zeit. In den Ferien saß man stundenlang zusammen und spielte Quartett und Mau-Mau. Man fuhr an der Aach entlang mit dem Rad ins Aachbad. Und weil dort so oft Räder geklaut wurden, stellte man es bei Tante Maja gleich am Bahnübergang ab, wo es zur Stärkung immer einen leckeren Saft gab. Beliebt war auch die Jugendvorstellung im Scala, die immer samstags und sonntags um 13.30 Uhr zu Sonderpreisen lief. So ausgewählt wertvolle Streifen wie „Godzilla“, „Frankensteins Monster“ oder „King Kong“ faszinierten uns sehr. Einmal gingen wir Jungs am Samstag und Sonntag in den gleichen Film. „Liane, das Mädchen aus dem Urwald“ faszinierte uns so, als sie sich in einer Szene barbusig über den Fluss schwang, dass wir das ein zweites Mal sehen



Alte Gartenstadt, um 1970

Die Straßen der alten Gartenstadt, sie waren zu „Sackgassen“ geworden: Von hier aus führte kein Weg mehr weiter. Die Ausstattung der Gebäude war weit hinter dem modernen Standard – und zur Selbstversorgung im eigenen Garten war kaum mehr jemand bereit.

mussten. Damals gab es solche Sachen ja noch lange nicht im Fernsehen. Dort am Kino war auch immer Treffpunkt für die Fußballmannschaften des ESV Südstern, wenn man zu Auswärtsspielen fuhr. Am Aushangkasten an der Gaststätte Gartenstadt standen die Spiel- und Abfahrtszeiten. Damals gab es in jeder Jugendklasse drei Mannschaften. Man spielte halt Fußball, was sonst? Einmal hielt dort ein Frankfurter Sportwagen. Drin saß Didi Thureau, der Radrennfahrer. Er fragte uns, wo es denn zur Radrennbahn gehe. Wir waren so erstaunt, dass wir kaum einen Satz rausbrachten. Wir beschrieben den Weg, so gut wir es konnten. Erst viel später fiel uns ein, dass wir nach einem Autogramm hätten fragen können.



Es war eine unbeschwertere Kindheit hier in der Gartenstadt. Schade, dass dann die Häuser abgerissen und durch Hochhäuser ersetzt wurden. Unser Block war der letzte, der wegkam. Wir spielten noch auf den Baustellen in der Nachbarschaft. Danach wurden die Bewohner der Gartenstadt in alle Winde verstreut, die wenigsten zogen in die neuen Blöcke. Die Kontakte verloren sich mit den Jahren, man sah sich höchstens mal bei der Hauptversammlung der Baugenossenschaft und saß dort dann am gleichen Tisch. Wir sind in den Malvenweg umgezogen. Für mich bleiben die Kindheitserinnerungen in der Gartenstadt haften, meine Erlebniswelt verlagerte sich jetzt in den Südstern hinein an den Schnaidholz-Sportplatz. Immer wieder stellt sich mir die Frage, ob man heute die schönen Häuser und Gärten noch mal abreißen würde?



*Erster Baggerhub zur neuen Gartenstadt, 10.12.1973
Aufsichtsrat, Vorstand, Oberbürgermeister und Presse
kamen an diesem denkwürdigen Tag zusammen. Die
Gärten in der Mitte waren bereits abgeräumt, hier
erfolgte der symbolische erste Baggerhub der
Neuüberbauung, die bis 1981 andauerte.*



Gartenstadt, 1973/74

Beim Ersten Baggerhub: OB Friedhelm Möhrle (Mitte) im Gespräch mit dem Aufsichtsratsvorsitzenden Kurt Wolf (rechts) und Vorstandsvorsitzendem Kurt Schriewer.

Mitte und unten: Beim Abbruch wurde noch manches Teil wiederverwendet.

Rechts: Die Wasserleitungen mussten verstärkt werden.



Die zweite Generation – erstes Projekt: Sanierung der Gartenstadt

Mit den fertiggestellten Häusern wurden die letzten übrig gebliebenen freien Flächen des genossenschaftseigenen Bodens überbaut. Weiteres Bauland stand nicht zur Verfügung und neues war immer noch zu teuer. „Abgesehen von dem Mangel an geeignetem Baugelände wirken sich aber auch hier die enormen Preissteigerungen in der Bauwirtschaft und die schlechten Bedingungen auf dem Kapitalmarkt hemmend aus. Bezüglich der Bauplatzfrage zeichnen sich im Bruderhofgebiet Möglichkeiten ab, und wir hoffen, dass die Stadt Singen entsprechende Plätze für den Mietwohnungsbau zur Verfügung stellen wird. Eine weitere Entlastung auf lange Sicht kann die geplante Sanierung der Gartenstadt bringen.“¹³³

Das Konzept wie auch die Häuser der Gartenstadt waren in die Jahre gekommen. Die Bebauung mit vielen kleinen Häusern (oft genug mit nur zwei Wohnungen) verschwendete viel Platz. Die Stromleitungen der alten Häuser waren marode und reichten für die Anforderungen eines modernen Haushaltes mit seinen Elektrogeräten nicht mehr aus. Viele Fenster waren nicht mehr reparierbar, die Heizung vielerorts ein Problem. Auch in diesem Bereich waren die Anforderungen der Mieter gestiegen und die Häuser waren immer schwieriger vermietbar geworden.

133 StAS NL Lumbe, Geschäftsbericht 1970



Gartenstadt, 1975/76

Die „Sanierung“ der Gartenstadt, die eigentlich eine Neuüberbauung war, zeigt beispielhaft die Anstrengungen von Staat, Gesellschaft und Genossenschaften zur endgültigen Überwindung der Wohnungsnot. Solche Großprojekte wurden zeitgleich auch in vielen anderen Städten in Deutschland umgesetzt.

Man entschloss sich schließlich zu einem radikalen Schritt: Abriss der historischen Gartenstadt und Neubau nach dem Leitbild der „Verdichtungswelle“.¹³⁴ Dieses großangelegte Sanierungskonzept sollte die „Oberzellerhau“ fast das gesamte Jahrzehnt der 1970er in Atem halten. Den Planungsauftrag zur Sanierung bekam das Architekturbüro Suter & Suter in Lörrach 1972. Auf knapp 24 Millionen DM belief sich das Bauvolumen, die zum Großteil als Aufträge an einheimische Firmen flossen. In 248 neu erstellten Wohnungen standen 19.696 Quadratmeter Wohnraum zur Verfügung, die – das Zugeständnis an die gestiegenen Komfortwünsche – durch ein zentrales Kesselhaus mit einem 300.000 Liter fassenden Heizöllager mit Wärme versorgt wurden. Eine Tiefgarage mit 196 Stellplätzen rundete die Sanierung ab.

Auf dem Gelände der Gartenstadt entstanden acht große Häuser, vier 8-geschossige sowie vier 5-geschossige Wohnbauten im damals technisch modernen und kostengünstig erstellbaren Plattenbaustil. Nach 9-jähriger Planungs- und Bauzeit wurde die Sanierung der Gartenstadt 1981 abgeschlossen.

Die noch in den alten Häusern Wohnenden sollten nach Fertigstellung der ersten beiden Häuser dorthin umgesiedelt werden. „Die neuen Mieten sollen mit einem Preis von 3,50 Mark pro Quadratmeter auch für sozial schwächer gestellten Familien attraktiv sein.“¹³⁵ Damit wurde dem Umstand

Rechnung getragen, dass 156 Wohnungen mithilfe von öffentlichen Mitteln im Rahmen des sozialen Wohnungsbaues erstellt werden konnten. Der amtierende Geschäftsführer Kurt Schriewer verband dafür seinen ausdrücklichen Dank.

Singen erlebte genau in diesen Jahren – 1970 bis 1980 – harte Kontroversen um den Städtebau und die Verkehrsplanung, die sich vor allem am Stil des früher so erfolgreichen Stadtbaudirektors Hannes Ott festmachten.¹³⁶ In vielen Fällen kämpften Bürger und Bürgerinitiativen auch gegen den Abriss historischer Gebäude. Für die „Gartenstadt“, die eine frühe Modellsiedlung ihrer Art in Deutschland war, gab es eine solche Gegenbewegung allerdings nicht. Zu sehr hatten sich die Ansprüche gewandelt. Vielen Menschen war die „Selbstversorgung“ mit eigenem Garten inzwischen zu anstrengend, sie kauften im Supermarkt ein. Und die Häuser selbst, ursprünglich schon einfach gebaut, waren durch und durch marode. Zudem war der Begriff einer „echten Stadtsanierung“ gerade noch in den Kinderschuhen, als man hier 1972 begann.

¹³⁴ Siehe Beitrag „Städtebauliche Leitbilder ...“ in diesem Buch

¹³⁵ Singener Zeitung 7.9.1972

¹³⁶ Siehe Beitrag „SINGEN und seine städtebauliche Entwicklung“ diesem Buch



Die zweite Generation – zweites Projekt: Sanierung der Aluminiumstraße

Im Jahr des Abschlusses der Gartenstadtsanierung, 1981, startete die Oberzellerhau ihr zweites großes Sanierungsprojekt, dieses Mal in der Aluminiumstraße. Auch die hier stehenden Häuser aus den Jahren 1920 bis 1925 waren marode. „Eine total verrottete und morsche Bausubstanz“ machte eine „sinnvolle wirtschaftliche Sanierung“ unmöglich, befand das Architekturbüro Suter & Suter, das erneut den Sanierungsauftrag bekommen hatte.¹³⁷ Inzwischen war man immerhin soweit, den Begriff einer tatsächlichen Bau-Sanierung in Erwägung zu ziehen.¹³⁸ Doch bei genauer Betrachtung galt hier das gleiche wie in der Gartenstadt, die Substanz war äußerst marode, die Ausnutzung der Fläche für ein Innenstadtgebiet eigentlich bei weitem zu gering. Zudem waren die zeitgenössischen Bedürfnisse auch von diesen Wohnungen nicht mehr zu befriedigen. Der Zuschnitt der Wohnungen, der auf Familienstärken der ersten Hälfte des Jahrhunderts ausgelegt war, machte die Vermietung „gar nicht oder nur noch für Randgruppen der Gesellschaft“ interessant.¹³⁹

Nach den Planungen sollte dem Wegfall von 2.720 Quadratmetern Wohnraum die Schaffung von

¹³⁷ zit. nach Südkurier 24.4.1981

¹³⁸ Siehe Beitrag „Städtebauliche Leitbilder ...“ in diesem Buch

¹³⁹ Geschäftsbericht 1984, S.11



Aluminiumstraße, 1990er Jahre

Beim zweiten großen Neubau-Projekt der BGO (links die letzten Altbauten um 1990) entstanden seit Ende der 1980er Jahre Wohnblöcke – nun im Stil der Bewahrungswelle – an der Aluminiumstraße.



6.700 qm neuer Fläche gegenüberstehen. Aufgeteilt in 72 Wohnungen waren von 2-Zimmer-Wohnungen bis 5-Zimmer-Wohnungen alle Stufen vorgesehen plus dem neuen Bautypen der Maisonettewohnungen. Der Abstand der drei Häuser untereinander, „die sich nach inzwischen erfolgter Fertigstellung für jeden sichtbar als gelungener Baukörper darstellen“, war weiträumig: Jedes Haus stand auf 3.700 qm Grundfläche.¹⁴⁰ Das gesamte Projekt hatte ein Volumen von rund 4 Mio. DM

und sollte trotz eines im Moment ungünstigen Zinssatzes in Angriff genommen werden.

Am 22. Februar 1980 reichte die „Oberzellerhau“ den Bauantrag für den ersten Bauabschnitt bei der Stadt ein und im Verlauf des Jahres 1984 konnte die Sanierung fertiggestellt werden. Zufrieden verweist der Geschäftsbericht darauf, dass damit ein „nicht unbedeutender Beitrag für das Wohnungsangebot in der Stadt Singen geleistet“ wurde.¹⁴¹

Eine andere Art der Sanierung wurde für die Aluminiumstraße 15–19 gefunden. Dort wurde die Größe der einzelnen Wohnungen nach unten korrigiert. Auch diese Maßnahme war der langfristigen Entwicklung geschuldet, „beeinflusst von einer schlechten wirtschaftlichen Gesamtsituation verbunden mit dem Stagnieren der Familieneinkommen“, nach der die Familien versuchten, die Belastung durch die Miete möglichst gering zu halten.

Veränderte Anforderungen: Kurt Schriewer und die Kosten

Die Belastungen nehmen trotzdem zu. Der Geschäftsbericht für 1984 hatte schon resümiert, dass „Bund, Land oder Gemeinden leider alles (tun), um weitere Kostensteigerungen auszulösen. Das sind sowohl die Zinssprünge bei öffentlichen Darlehen wie auch das Steigen der Betriebskosten im kommunalen Bereich. Es sind aber noch eine Vielzahl von kostenverursachenden Maßnahmen, die nicht so in allererster Linie sichtbar sind.“¹⁴² Und hier sah sich die Genossenschaft zwischen den Fronten: „Ein Wohnungsunternehmen steht dazwischen, da es auf der einen Seite zunächst alle Kostensteigerungen zu bezahlen hat und auf

¹⁴⁰ Geschäftsbericht 1984, S.11

¹⁴¹ Geschäftsbericht 1984, S.19

¹⁴² Geschäftsbericht 1984, S.18



der anderen Seite kaum noch imstande ist, all diese Kosten auf ihre Mieter abzuwälzen.“¹⁴³

Einen Teil der Betriebskosten der einzelnen Mieter wurde von der Baugenossenschaft getragen. Kosten für Schornsteinfeger, Müllgebühren oder ein Sockel von siebzig Kubikmeter Wasser übernahm die Oberzellerhau. Kurt Schriever, Geschäftsführer der Siebziger und Achtziger Jahre, sah hier auch eine „soziale Verantwortung“ der Genossenschaft.¹⁴⁴ „Bei aller Beachtung der Rentabilität“ lehnte er, eingedenk der siebzigjährigen Tradition, wiederholt das „kalte Prinzip der Kostendeckung ab“.¹⁴⁵

Doch auch Kurt Schriever konnte die Kostensteigerung nicht aufhalten. „Der Gesetzgeber beschließt – und die unteren Behörden wie Landratsamt, Technischer Überwachungsverein (TÜV) sowie Bezirksschornsteinfeger haben die Prüfungen auszuführen, gegen Bezahlung natürlich“, klagte der Geschäftsbericht.¹⁴⁶ Die ansteigenden Kosten mussten mehr und mehr auf die Mieter umgelegt werden, um eine einigermaßen ausgeglichene Ertragslage zu gewährleisten. Die Oberzellerhau hatte hier durch ihre bisherige mieterfreundliche Kalkulation einen gewissen Nachholbedarf.



Ostend-/Friedensstraße, 1996 – heute

In einem der ältesten Baugebiete der BGO wurde ab 1996 ebenfalls massiv erneuert, nun nach dem Stil der behutsamen Stadtsanierung. Dabei fanden vor allem energetische, gestalterische und wirtschaftliche Überlegungen Berücksichtigung.

¹⁴³ Geschäftsbericht 1984, S.18

¹⁴⁴ Südkurier, 24.4.1981

¹⁴⁵ Schwarzwälder Bote 24.4.1981

¹⁴⁶ Geschäftsbericht 1984 S. 18

Aufsichtsratsvorsitzender Kurt Wolf befürchtete denn auch für das Ende der Achtziger Jahre für die Mieter eine deutliche Mehrbelastung, „denn bisher habe die Baugenossenschaft Oberzellerhau einer alten Tradition folgend, diese Betriebskosten nur sehr ‚vorsichtig‘ an ihre Mieter weitergegeben“.¹⁴⁷

Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit

Mitte der 1980er Jahre bestand noch eine ungebrochene Nachfrage nach Wohnungen. Die Schicht der Wohnungssuchenden veränderte sich jedoch. Durch die Auswirkungen der Politik drängten nun Spätaussiedler auf den Wohnungsmarkt. Mit dem Mauerfall 1989 und der folgenden Wiedervereinigung 1990 waren aber auch verstärkt Umsiedlungsströme aus den östlichen Bundesländern zu verzeichnen. Beginnende Wirtschaftskrisen und Massenarbeitslosigkeit führten auf dem Wohnungsmarkt zu weiteren Zuspitzungen. Diese äußerten sich dadurch, dass der „Wohnungsmarkt mit steigenden Mieten und Finanzierungskosten reagiert und mittlerweile auch der Durchschnittsverdiener bei der Wohnungssuche oder bei der Eigentumsbildung in Bedrängnis gerät. ... Der soziale Wohnungsbau (erreicht) heute nur noch sozial-schwache Familien, Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger, Kleinrentner sowie zunehmend Aus- und Übersiedler und Asylanten. Der soziale Sprengstoff in dieser Entwicklung ist beängstigend.“¹⁴⁸

Die Situation verschärfte sich noch: „Ein völlig anderes, dramatisches Bild bietet der Wohnungsmarkt für denjenigen, der aus welchen Gründen auch immer, eine Wohnung sucht. Vor nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten steht jeder, der etwa aufgrund von Eigenbedarf des Vermieters eine Wohnung verliert. ... Angebot und Nachfrage klaffen immer weiter auseinander. Insbesondere in den Ballungsräumen, aber nicht nur dort, zeichnet sich ein immer tiefer werdender Graben ab, zwischen den vom Schicksal begünstigten wohnlich versorgten Bürgern und denen, die draußen bleiben müssen. Hier baut sich ein sozialer Konfliktstoff auf, der geeignet ist, die durch Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit ohnehin schwierigen gesellschaftlichen Probleme bis hin zur Fremdenfeindlichkeit zum Siedepunkt zu bringen.“¹⁴⁹

Angesichts der dramatischen Lage musste die „Oberzellerhau“ wiederum einen restriktiven Mitgliederkurs steuern und hielt sich mit der Aufnahme neuer Mitglieder bewusst zurück. „Die große Zahl der Wohnungssuchenden und der wenig freierwerbenden Wohnungen lassen eine Versorgung mit geeignetem Wohnraum nicht zu.“¹⁵⁰

Im Baubereich griff die „Oberzellerhau“ Sanierungsprojekte in der Aluminiumstraße und in der Ostend-Siedlung an. In der Aluminiumstraße erstellte sie mit einem Bauvolumen von rund 13 Mio. DM einen „Wohnpark“ mit 30 Wohnungen, im Zuge dessen auch eine „Kernsanierung“ umge-

setzt wurde: Statt der Nutzgärten im Kernbereich der Wohnblöcke entstand nun ein Biotop mit Teich und sehr ansprechenden und gemütlichen Erholungsbereichen. Dem „Wohnpark“ angegliedert wurde auch die neue Geschäftsstelle der Genossenschaft, die 1996 bezogen werden konnte. Hier prangte seither der neue Name: „BGO – Baugenossenschaft Oberzellerhau eG“. Nicht nur die Geschäftsstelle sondern das gesamte Projekt mache den „Wohnwert in dieser Stadt immer besser“, lobte Baubürgermeister Rüdiger Neef bei der Übergabe.¹⁵¹

In der Ostend-Siedlung (Ostend-/Friedens-/Etwiler Straße) wurde mit erheblichen Mitteln und besonders liebevoll ab 1996 die Bausubstanz einer besonders frühen Bauepoche der BGO energetisch und qualitativ erneuert.¹⁵² In diesem Bereich gibt es Bauten aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. In einem Teilbereich wurde zudem durch eine neue Reihenhausbauung verdichtet, die gestalterisch dem zu dieser Zeit erneut wieder modischen Leitbild der „Gegliederten und Aufgelockerten Stadt“ entspricht. Auch die Stadt Singen zog mit, sie hat die Etwiler Straße umbenannt: der obere Abschnitt im Ostend erhielt den Namen des

147 StAS 644.3200 Schwarzwälder Bote 20.09.1986

148 StAS 644.3200 Geschäftsbericht für 1991

149 StAS 644.3200 Geschäftsbericht für 1992

150 StAS 644.3200 Geschäftsbericht für 1992

151 zit nach StAS 644.3200 Südkurier 17.06.1996

152 zit nach Gespräch H.-J. Feneberg, 2010



Wohnpark Aluminiumstraße, Sanierung 1985 – 1998

Noch 1985 waren im Innenbereich des Quartiers Aluminiumstraße/Oberzellerhau/Grenzstraße Nutzgärten (Mitte), diese wurden zu einem "Biotop" umgestaltet. Die letzten nicht sanierbaren Bauten aus der Gründerzeit (unten) wurden ebenfalls für den „Wohnpark Aluminiumstraße“ beseitigt.

berühmten badischen Parlamentarier und glühend verehrten Anführers der gescheiterten bürgerlichen Revolution von 1848/49 und wurde zur „Friedrich-Hecker-Straße“, der südliche Abschnitt wurde nach einem Gefährdten von ihm benannt als „Franz-Sigel-Straße“.¹⁵³

Genossenschaft oder Eigentumswohnungen?

Eine weitere Tradition musste im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts überdacht werden. Bisher hatte sich die Baugenossenschaft strikt geweigert, Wohnungen zu bauen, die den Mitgliedern als Eigentum überlassen werden konnten. Noch in den Achtziger Jahren sah Kurt Schriewer diese Art von Vermögensbildung als klar gescheitert an. Abgesehen davon, dass die „Oberzellerhau“ mit dem Bau von Mietwohnungen vollständig ausgelastet sei, gebe es keinen Grund, „in den homogenen Wohngebieten unserer Genossenschaft Gelände- flächen mit Eigentumswohnungen zu bebauen, um sie dann anschließend zu verhöckern“. Primäres Ziel für eine Genossenschaft könne nur sein, den Besitz der

Genossenschaft zu mehren und diesem Ziel würde der Eigentumsbau „sicherlich nicht gerecht“.¹⁵⁴

Doch auch die Genossenschaft musste sich verändern. Ab dem 1. Januar 1990 sah der Gesetzgeber unter anderem eine einschneidende Veränderung für gemeinnützige Organisationen vor, den Wegfall der Gemeinnützigkeit. Zum 31. Dezember 1992 entschied sich die Genossenschaft für die Steuerpflicht. Mit dem Wegfall des seit 1932 errungenen Sonderstatus „sind auch die Beschränkungen des Geschäftsbetriebes, die starren Mietvorschriften, die Ausschüttungsbegrenzungen und die Vermögensbildung aufgehoben“. Dies bedeutet eine veränderte Kalkulations- und Wirtschaftsweise: „Wir werden zu prüfen und zu entscheiden haben, ob die Genossenschaft weiterhin eine sogenannte Vermietungsgenossenschaft mit Steuerfreiheit bleibt oder vielleicht das Recht auf eine Option der

¹⁵³ Kappes, Reinhild: "Jahresschwerpunkt 1998: 150 Jahre badische Revolution – Friedrich Hecker, Repräsentant einer Epoche", in: Stadt Singen (Hrsg.), "Jahrbuch 98/99", S. 115–132

¹⁵⁴ zit. nach Südkurier, 24.04.1981



*Seniorenbetreute Wohnanlage, 2000er Jahre
Einem großen Bedürfnis der älter werdenden
Gesellschaft kam die BGO durch den Bau der
ersten Seniorenwohnanlage, im Oberzeller-
hau in der Waldstraße, nach.*



Steuerpflicht in Anspruch nimmt. Grundsätzlich werden wir uns auch in Zukunft den bisherigen sozialpolitischen Zielen verpflichtet fühlen und uns weiter so gemeinnützig verhalten, wie dies bei wirtschaftlich sinnvoller Unternehmenspolitik zumutbar ist.¹⁵⁵

Trotz dieser Zusicherung traditioneller sozialer Haltung war dem neuen Geschäftsführer Hans Jürgen Feneberg klar, dass die Wirtschaftlichkeit in Zukunft ein stärkeres Gewicht haben würde. Die erste notgedrungene Reaktion auf die neue Situation war eine Veränderung der Satzung, die auf die neue Gesetzeslage angepasst wurde. Darüber hinaus gab die neue Organisation auch ihren neuen Namen bekannt. Nunmehr firmierte sie unter „Baugenossenschaft Oberzellerhau“ (BGO).¹⁵⁶

Nun als am Markt orientiertes Unternehmen wurde auch beschlossen, Eigentumswohnungen zu bauen. Innerhalb des Bauprojektes Aluminiumstraße konnten die 30 Wohnungen zum ersten Mal in der Geschichte der Genossenschaft als Eigentum erworben werden. Mit dieser Öffnung zum

freien Immobilienmarkt „will sich die Genossenschaft ein zweites Standbein schaffen“. Und für die Zukunft schloss man nicht aus, dass die Genossenschaft auch „als Makler von Gebrauchtimmobilien tätig“ werden würde.¹⁵⁷

Drei Jahre später folgten die nächsten käuflichen Objekte. Nun waren es 12 Reihenhäuser im Siedlungsweg. Die Preise wurden zwischen 397.000 und 429.000 DM angegeben, „mit Grundstück“ wie Feneberg betonte, also immer noch vergleichbar günstig.¹⁵⁸

Neues Bauen

Die Ansprüche der Mieter veränderten sich auch in der zehnten Dekade der BGO. Hatten veränderte Familienkonzeption und verstärktes Auftreten junger Mieter zu einer Veränderung der Wohnungsgröße geführt, musste nun in die Planungen eingehen, dass die Mieter immer älter wurden. In der Waldstraße stellte die Oberzellerhau eine neue Form des Bauens vor. Die „Seniorenbetreute Wohnanlage“ sollte den Bewohnern „in Zusammen-

arbeit mit dem Altenheim St. Anna ... eigenständige Wohnen im Alter in zentraler und ruhiger Lage bieten. Gebaut werden 35 barrierefreie Wohneinheiten in der Größe zwischen 50 und 59 qm Wohnfläche. Die Mietwohnungen – allesamt mit Balkon – werden altersgerecht ausgestattet sein. Es wird Sicherheit rund um die Uhr geboten.“ Zufrieden konnte festgestellt werden, dass „aus den Reihen der Mitglieder der BGO großes Interesse an diesen Neubauvorhaben (besteht)“.¹⁵⁹

Das nächste große Sanierungsprojekt wartete am Körnerplatz. Bis 2003 wurde untersucht, ob die Siedlung als Ganzes saniert werden könne, um eine nachhaltige Vermietung sicherzustellen. Das Urteil der Fachleute über die unter Denkmalschutz stehende Siedlung fiel jedoch negativ aus. Das schlussendliche Fazit lautete, „dass ein Erhalt der Siedlung nicht realisierbar war“.¹⁶⁰

¹⁵⁵ StAS 644.3200 Geschäftsbericht 1989, S.4

¹⁵⁶ StAS 644.3200

¹⁵⁷ zit. nach Südkurier 14.09.1996

¹⁵⁸ StAS 644.3200 Südkurier 25.11.1999 und 17.06.1999, Wochenblatt 23.06.1999

¹⁵⁹ StAS 644.3200 Geschäftsbericht 2000

¹⁶⁰ StAS 644.3200 17.09.2004



Neuüberbauung Körnerplatz, 2004 – 2008

Untersuchungen hatten ergeben, dass die Altbebauung am Körnerplatz nicht sinnvoll erhalten werden konnte. Somit fiel die Entscheidung für eine Neuüberbauung, in angepassten Dimensionen und modernster Ausstattung.

Für die Neukonzeption der Siedlung wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben und mit insgesamt 22.400 Euro dotiert. Der erste Preis ging an Roland Baumgärtner aus Konstanz.¹⁶¹ Die Neue Planung sah „ruhige Baukörper“ vor, „eher kleinere Einheiten mit jeweils 6 bis max. 10 Wohnungen“, die mit „genossenschaftlicher Bauweise“, der sogenannten „zweigeschossigen Blockrandbebauung“ ausgeführt werden sollte.¹⁶² Besonders bemerkenswert war, dass nun wieder Vorgärten zur Straße entstehen sollten, mit „den sockelartig wirkenden typischen Zaunanlagen“. Und auch diese Siedlung sollte eine Seniorenanlage erhalten.¹⁶³

Neue Kooperationen

Das neue Jahrtausend brachte auch für die Genossenschaft neue Herausforderungen. Die BGO ist jetzt ein freies Wohnungsunternehmen. Hatte sie früher mit dem Bau von Mietwohnungen versucht, der Wohnungsnot in Singen etwas entgegenzusetzen, stehen heute nach wie vor kostengünstige Immobilien im Fokus, die allerdings auch als Eigentum gekauft werden können. Die Wohnungssuche ist nach wie vor in Singen ein Problem. Seitens der Mieter ist ein gesteigener Anspruch an Qualität und Komfort festzustellen. Nicht zuletzt

haben das veränderte Umweltbewusstsein mit gesteigerten Energiekosten auch zu Anforderungen an die Bauweise gestellt. Wer heute baut oder mietet, achtet auf geringe Energiekosten. Niedrigenergiehaus oder Passivenergiehaus sind die Schlagwörter beim modernen Bau.

Die existierenden Baugenossenschaften versuchten nun Projekte mit objektbezogenen Zusammenschlüssen gemeinsam zu meistern. Mit dem in

161 StAS 644.3200

162 StAS 644.3200 17.9.2004

163 StAS 644.3200



*Neuüberbauung Herosé-Areal, Konstanz
In Kooperation mit anderen Baugenossenschaften des Landkreises Konstanz werden ganz neue Wege beschritten.*

Konstanz angesiedelten Großprojekt ging die BGO auch über ihr Heimatgebiet, die Kernstadt Singen, hinaus. Vier in der Region beheimatete Wohnungsunternehmen gründeten gemeinsam eine Beteiligungsgesellschaft, die vorrangig Dienstleistungen erbringen sollte. Den Gesellschaftsvertrag für die „BHS Städtebau Bodensee/Hegau GmbH“ unterzeichneten die WOBAK Städtische Wohnungsbau-gesellschaft mbH in Konstanz, die Baugenossenschaft Familienheim Bodensee eG in Radolfzell, ferner der SBK Spar- und Bauverein in Konstanz und nicht zuletzt die BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG in Singen. In der neuen Gesellschaft hielt die Konstanzer WOBAK 49 % und die anderen drei je 17 % der Beteiligung an dem insgesamt gezeichneten Kapital von 500.000 €. Die Gesellschaft nahm ihre Tätigkeit am 29.12.2000 auf und betreute das Projekt „Stadt am Seerhein“ in Konstanz. Hier entsteht ein vollkommen neues städtisches Viertel. Derzeit wird die Bebauung auf dem ehemaligen Fabrikareal Herosé, in Konstanz mit drei Hofgärten und insgesamt 190 Wohnungen mit Tiefgaragen vorangetrieben.¹⁶⁴

Für das Projekt der „Seniorenwohnanlage Hilzingen“ gründete die BGO zusammen mit der Baugenossenschaft Familienheim Bodensee eG die

gleichnamige Arbeitsgemeinschaft ARGE „Seniorenwohnanlage Hilzingen GbR“. Die betreute Wohnanlage soll zur Hälfte aus Wohnungen für den Verkauf als auch zur Miete aufweisen. Die insgesamt 24 Wohnungen konnten mit einem Café-Lokal im Jahr 2007 fertiggestellt und bezogen werden.

Klassische Felder wie Modernisierungen und Reparaturen wurden ebenfalls weiter besorgt. Das Programm zur Einsparung von CO₂ wurde auch auf die Aluminiumstrasse 6–8 ausgedehnt. Neben einem Wärmeverbundsystem an der Außenfassade und Wärmedämmung der Außenbereiche wurde erstmals eine Solarthermieanlage zum Einsatz gebracht. Die Erneuerung der Haustechnik und ein neues Farbkonzept rundeten die Maßnahmen ab.

In den Etat von rund 750.000 € für diesen Haushaltsposten fallen auch die Neuausstattung der Häuser mit isolierverglasten Fenstern, die nachträgliche Ausstattung von 21 Wohnungen mit Balkonen und die seit 2007 begonnene Umrüstung aller Hausnetze auf die Netzebene 4, welche die Nutzung einer Vielzahl von medialen Angeboten wie Telefonie und Internet bis hin zu TV-Programmen, auch aus dem Ausland, erlaubt.

¹⁶⁴ StAS 644.3200 Geschäftsbericht 2000 17.10.2000

¹⁶⁵ www.bgo-singen.de

Fazit

Für das Jahr ihres 100-jährigen Jubiläums sieht die BGO eine zunehmende Wohnungsverknappung, basierend auf dem Rückgang der Baugesuche und der Zunahme der Bevölkerung. Individuellere Lebenskonzepte, Verkleinerungen der Haushalte und die Zuwanderung werden für eine weiter sich verschärfende Situation auf dem Wohnungsmarkt sorgen.

Gerade auf dem Immobilienmarkt, wo mit Summen gehandelt wird, die ein Individuum nicht mehr oder nur unter äußersten Schwierigkeiten finanzieren kann, sieht sich die Oberzellerhau auch in Zukunft richtig positioniert. Im neuen Medium des Internets können Besucher ihrer Website ihre Grundsätze nachlesen: „Das Handeln unserer Genossenschaft wird durch zwei Leitsätze geprägt. Zum einen natürlich das Solidarprinzip, welches von der Grunderkenntnis, dass eine Summe von Menschen ein Ziel erreichen kann, für welches ein Einzelner zu schwach ist, lebt. Zum anderen aber auch, dass wir ein straff und gut organisiertes Wirtschaftsunternehmen sein müssen, um konkurrenzfähig zu bleiben und am Markt Erfolg zu haben.“¹⁶⁵



Expressive Holzbildhauerei – ein Geschenk der BGO für SINGEN

Eine Laudatio auf den Künstler Klaus Prior

Nach einem Jahrzehnt der Vorherrschaft reduzierter und konzeptueller Ansätze geschah in der deutschen Kunst der 1980er/90er Jahre Unerhörtes: Zuerst die Maler, dann auch die Bildhauer entdeckten das lange Zeit verpönte Material Holz und die figürliche Plastik neu. Sie betonten das Expressive, das Körperliche, indem sie dem Stamm mit einem neuen Werkzeug, der Kettensäge, die Figur entrisen und die als Chiffren aufzufassenden Narben und Verletzungen durch stark farbige Fassungen und Bemalungen hervorhoben und steigerten. Von diesem Neubeginn aus ergaben sich für die Holzbildhauerei neue Möglichkeiten, die heute längst noch nicht ausgeschöpft sind.

Der Maler Klaus Prior, der seit den 1990er Jahren an der Erneuerung der Holzplastik wesentlichen Anteil hat, zählt lange schon zur Gruppe der bekannten, expressiv arbeitenden Bildhauer, die ihre Werke mit der Kettensäge erarbeiten, farblich bemalen und mit Werken in renommierten Ausstellungsräumen wie im öffentlichen Raum vertreten sind.

Und doch – und davon ist eigentlich zu sprechen: Es sind gerade die für Klaus Prior charakteristischen Unterschiede, die seine figürlichen Plastiken von denen anderer Bildhauer und Maler-Bildhauer unterscheiden. Und so erlaube ich mir denn einige Worte über Klaus Priors Material Holz, zur expressiven Form und Figürlichkeit seiner Plastiken sowie zur Bemalung seiner Figuren.

Zuerst ist festzuhalten, dass Prior sich vom Holz nur bedingt leiten lässt. All die romantischen Implikationen, die insbesondere in Deutschland mit dem Themenkreis Holz verbunden sind, sind für ihn nachgeordnet. Zitat Klaus Prior: „Für mich ist das einfach Material, so wie eine große, leere Leinwand oder ein Blatt Papier, das mich an sich nicht groß beeinflusst. Ich beachte seine Eigenheiten, lass es gewissermaßen mitsprechen, will ihm aber in erster Linie meinen künstlerischen Stempel aufdrücken. – Ja, und was das Grobe und Kantige anlangt, so ist das halt (...) meine Art und Sprache.“

Wer das Werk überblickt, dem fällt auf, dass Priors Figuren nur selten, schon gar nicht drängend, in den sie umgebenden Raum ausgreifen. Eigentlich kommen seine Figuren nie mit großer Gestik, starken Drehbewegungen oder Gebärden daher. Vielmehr achtet der Bildhauer stets die Begrenzung des Stamms und sucht die Figur aus dessen Inneren herauszulösen. Obschon also die Figur dem Stamm mit der Kettensäge kraftvoll entrisen wird und sich die Figur vom Stamm trennt, bleiben Priors Figuren gleichsam umgeben von einem zwar unsichtbaren, doch spürbar wahrzunehmenden Raum, in den sie wie in einen Kokon eingesponnen sind. Auch tragen diese Figuren kaum je individuelle Merkmale an sich. Sie treten auf als große, entindividualisierte Zeichen, Chiffren, welche die Fährnisse und Verletzungen, die ihnen von außen zugefügt wurden, ertragen.

Immer wieder hat man Priors figürliche Plastiken interpretiert als „Menschenbilder“ die „in geradezu beklemmender Weise“, als „gescheiterte Akteure und Verlorene (...) stumm Klage erheben



gegen das, was der Mensch dem Menschen anzutun vermag“ (Kai-Michael Sprenger). Darauf ist einzuwenden, dass der Maler-Bildhauer dagegen die Kraft seiner Formen und Farben setzt. Sicher, diese Figuren bleiben eingekellt in das unentwirrbare Knäuel der Welt. Doch das „Grobe, das Kantige, das Klotzige“, von dem Prior spricht, die ruckenden Drehungen, Bewegungen und Schwingungen in den Figuren, die Leuchtkraft der Farbe stehen ein für die Kräfte des Beharrens, die dem Menschen eigen sind; stehen für die Behauptung des eigenen Selbst, sind widerständig.

Und zuletzt ist da die Farbe: Prior ist zuerst Maler und es versteht sich von selbst, dass die farbige Bemalung seiner Plastiken nicht als bloße Farbfassung aufzufassen ist, welche die expressiven Formen lediglich unterstreichen. Nein, die Farbe ist ganz eigenständiges gestalterisches Mittel, die in ihrem Eigenwert zur Form hinzukommt. Sicher, man kann einwenden, dass das tiefe Schwarz in den eingeschnittenen Spalten seiner Figuren sehr wohl die Tiefe der Schnittverletzungen steigern kann. Dennoch fällt auf, um wie viel mehr diese Bemalungen die Maserung und den natürlichen Farbton der Hölzer zurückdrängen, überwinden; wie sehr diese Bemalungen die Oberflächen, damit die ganze Figur vereinheitlichen; wie diese nicht an der Wirklichkeit orientierten, in letzter Zeit häufig auf eine Farbe hin

orientierten Bemalungen unseren Blick eigenständig über die Landschaft der Körper und Figuren leiten.

Gerade das – das Setzen einer eigenständig aufzufassenden Malerei auf die plastische Form, worin diese wiederum – das Sperrige, Eckige der Körper betonend – aufgeht –, gerade dieses gestalterische Element hat wesentlichen Anteil an der Eigenständigkeit der Prior'schen Figurenbilder.

[Rede von Christoph Bauer M.A., Städtisches Kunstmuseum Singen, zur Eröffnung der Ausstellung: „Klaus Prior in Singen“ im Mitgliederzentrum der BGO am 10. Juni 2010.]

*Bilder (li. und re.):
Klaus Prior und Mitarbeiter bei der Anfertigung der Großplastiken für Singen, Juni 2010*





Bilder oben:
Vernissage der Ausstellung «Klaus Prior in Singen» im Mitgliederzentrum der BGO, 10. Juni 2010.



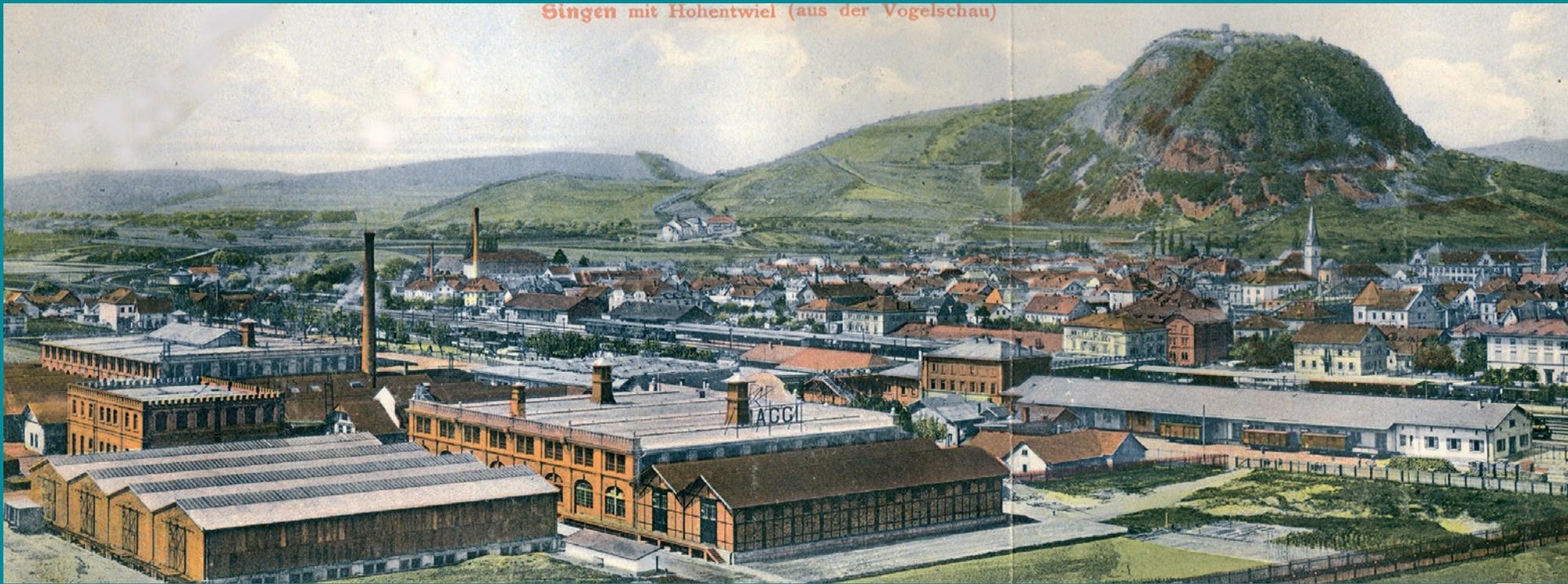


*Bilder oben und links:
Einweihung der Prior-Plastiken am OBI-
Kreisel in Singen am 29. Juli 2010.*

*Mit Künstler Klaus Prior (Mitte) freuen sich
Oberbürgermeister Oliver Ehret (rechts)
und BGO-Vorstandsvorsitzender Hans-
Jürgen Feneberg sowie Stadtarchivarin
Reinhild Kappes (unten) über das markante
neue Kunstwerk im öffentlichen Raum.*



Singen mit Hohentwiel (aus der Vogelschau)



Klaus-Michael Peter • Reinhild Kappes ¹⁾

SINGEN und seine städtebauliche Entwicklung

Hegau-Dorf - Boom-Town - Zentrum der Moderne

Bild oben:

Das im Stadtarchiv wiederentdeckte Panorama-Bild der stolzen jungen Stadt Singen stammt von 1906/08 – die Festspielhalle (1906) ist bereits zu sehen, der Maggi-Wasserturm (1909) fehlt noch.



Singen war bis zum Bau der Eisenbahn in den 1860er Jahren ein beschaulicher kleiner Ort, geprägt von Landwirtschaft und Handwerksbetrieben, im Schatten des Berges Hohentwiel, der eine ganz eigene Geschichte hat. Mit der Eröffnung der ersten Bahnlinie 1863 gingen hier, wie in anderen ähnlich gelegenen Orten, die Träume und Hoffnungen in neue Dimensionen. Es setzte auch ein bescheidenes Wachstum ein, doch es dauerte noch über 30 Jahre, bis es ab 1894/95 zur Ansiedlung von Großindustrie kam. Dann aber ging alles sehr schnell. Die Bevölkerung wuchs zwischen 1895 und 1975 um 1600 %. Singen war damit die schnellstwachsende Ortschaft im ganzen Deutschen Reich. Bereits 1899 wurde der Ort zur Stadt erhoben. Doch es setzte auch ein schwieriger Wettlauf gegen die Zeit ein, denn die junge Stadt musste zahlreiche städtische Infrastrukturmaßnahmen schaffen – wie Straßen, Schulen, Wasser-

versorgung, Kanalisation, Krankenhaus etc. – was sie vor kaum lösbare finanzielle, konzeptionelle und personelle Probleme stellte. Dazu kamen noch die dramatischen staatspolitischen Einwirkungen von außen: der Erste Weltkrieg, die Inflation der Weimarer Republik und der schwierige Aufbau eines demokratischen Staates, die Verblendung und Gängelung durch den Nationalsozialismus, der verheerende Zweite Weltkrieg und eine durch Hunger und Kommandowirtschaft geprägte Besatzungszeit. Vieles konnte erst danach verwirklicht werden. Doch dann setzte ein richtiger Boom ein, mit verursacht durch Flüchtlinge, Aussiedler und Zuwanderer, die immensen Veränderungen durch das Wirtschaftswunder und schließlich den Übergang in die Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft. Heute lebt Singen immer noch sehr stark von seinen inzwischen vier Großbetrieben, hat aber auch einen kräftigen und innovativen

Mittelstand, ist Handelsmetropole dicht an der Schweizer Grenze und entwickelt sich weiter im Dienstleistungssektor. Dazu kommen einige für die Stadtentwicklung und die Beschäftigung sehr wichtige und teils auch sehr große Unternehmen, die eher im Hintergrund wirken – dazu gehört auch die BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG, die über den größten Teil der modernen Entwicklung der Stadt eine maßgebliche Bedeutung hatte.

³⁾ Dieser Text wurde erstellt unter besonderer Berücksichtigung von Beiträgen von Thomas Wittenmeier, Dr. Ursula Grammel-Vahl, Dr. Gert Zang, Dr. Roland Kessinger, Franz Höning, Reinhild Kappes und Klaus-Michael Peter (wie detaillierter ausgewiesen in der Literaturliste im Anhang) sowie der im Stadtarchiv Singen geführten *SINGEN Chronik*.

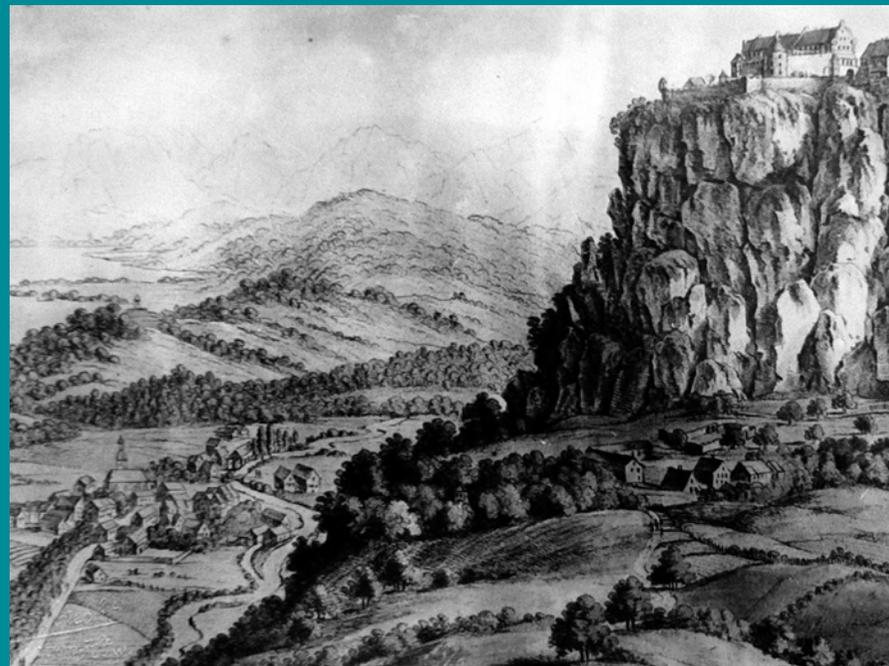
Singen und der Hohentwiel

Über Singen und den Hohentwiel kursieren zahlreiche Ansichten und Meinungen, die inzwischen überholt sind und die durch die moderne Forschung in neuem Licht dargestellt werden können.

So ist der Hohentwiel aus heutiger Sicht nicht Schuld daran, dass der Ort Singen zwar bereits 787 schriftlich als „villa publica“ (königlicher Hof) erwähnt ist, aber dennoch bis 1899 ein Dorf blieb. Singen lag zwar an einer wohl schon in der Römerzeit wichtigen Straßenkreuzung, es bestand aber für eine weitere Stadt oder befestigte Siedlung in der Gegend einfach kein Bedarf. Die bedeutenden Handelszentren der Region wie Konstanz und Schaffhausen lagen am Wasser und hatten wie Konstanz als Bischofssitz und am Knotenpunkt des Bodensees oder Schaffhausen als Schiffsumladestation vor dem Rheinfluss schon seit rund 1.000 Jahren viel zentralere Bedeutung. Selbst die anderen Stadtsiedlungen der Region wie Radolfzell, Stockach, Engen, Tengen, Blumenfeld und Aach waren praktisch nur Gründungen örtlicher Herrschaften, kleine Anlagen mit Stadtmauer, von denen lange kaum eine 1.000 Einwohner erreichte. Dagegen war Singen mit 747 Einwohnern im Jahre 1775 bzw. 1.336 Einwohnern im Jahre 1855 eine durchaus respektable Ortschaft, auch wenn sie nicht bekannt war durch Jahrmärkte wie Hilzingen oder Tengen und keine zentralen Ämter besaß.

Die Darstellung, der Hohentwiel sei so kriegerisch gewesen und deshalb habe hier keine Stadt entstehen können, stimmt ebenfalls nicht. Eine erste Befestigung – und Belagerung – auf dem Hohentwiel ist zwar bereits 914/15 erwähnt, doch fanden zusammen genommen in den rund 900 Jahren Burg- und Festungsgeschichte bis zur Zerstörung im Winter 1800/01 in nicht einmal zehn Jahren kriegerische Handlungen am Hohentwiel statt. Dabei soll nicht in Abrede gestellt werden, dass die Bevölkerung der umliegenden Orte in diesen Monaten und Jahren unter den Kriegshandlungen zu leiden hatte, speziell in den letzten, den Koalitionskriegen mit dem revolutionären Frankreich, die zwischen 1796 und 1801 immer wieder verheerend waren und im Zuge derer mit der „Schlacht von Engen“ im Mai 1800 das blutigste Ereignis in der gesamten Hegauer Geschichte stattfand, mit ca. 2.000 Toten und über 2.000 Verwundeten.

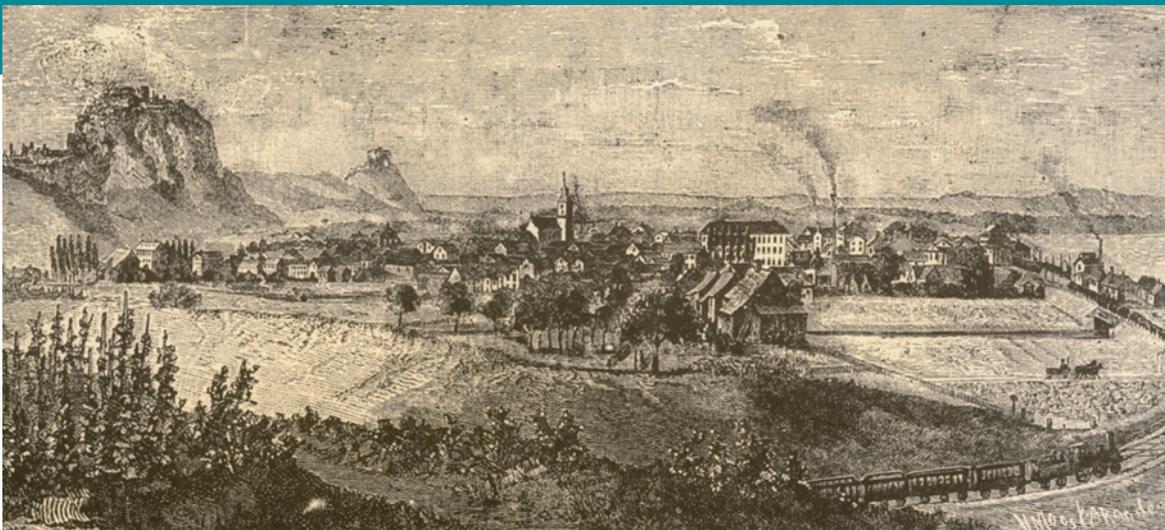
Eine Besonderheit ist allerdings tatsächlich, dass Berg und Ort kaum jemals zusammengehörten. Bereits in den Jahren 920 und 960 kam es wohl zur Trennung der Herrschaft über Singen und den Hohentwiel, nur 1518 bis 1521 hatten beide kurz-



Der Hohentwiel und Singen, um 1785

Immer wieder wurde behauptet, Singen hätte sich wegen der (kriegerischen) Nachbarschaft zum Hohentwiel nicht entwickeln können. Doch in rund 900 Jahren nachgewiesener gemeinsamer Geschichte, gab es nur etwa zehn Jahre Kriege am Hohentwiel.

zeitig wieder den gleichen Besitzer, Hans Heinrich von Klingenberg. 1806 bis 1810 waren beide hoheitlich Württemberg unterstellt und seit 1810 sind beide hoheitlich „badisch“ bzw. richtig baden-württembergisch. Privatrechtlich aber gehört die Festungsanlage auf dem Hohentwiel bzw. deren Ruine immer noch dem Rechtsnachfolger des Königs von Württemberg, also dem Land Baden-Württemberg und nicht der Stadt Singen! Es wäre also schon denkbar, dass Singen als „zugehöriger Ort“ des Hohentwiels eine andere Entwicklung hätte nehmen können. Aber das bleibt Spekulation. Wie ausgeführt, vor der Industrialisierung war die Entwicklung allgemein sehr viel langsamer und es war kein Bedarf für eine Stadt an dieser Stelle.



*Die Eisenbahn und Singen, um 1890/94
Diese seltene Ansicht (Hohentwiel/Hohenkrähen um
90° verdreht, Schwarzwaldbahn seit 1890 zweigleisig)
zeigt Singen in der 32-jährigen Epoche, als es bereits
Eisenbahnlinien, aber noch keine Industrie gab. Die Eisenbahn
war notwendig für die Industrie, aber nicht allein entscheidend.*

Singen und die Eisenbahn

Es lag also nahe, den Bau der Eisenbahn allein mit dem explosionsartigen „amerikanischen Wachstum“ des Ortes in Verbindung zu bringen. Doch auch das ist nicht ganz richtig. Die Eisenbahn ist für Singen zwar eine „conditio sine qua non“ (Bedingung, ohne die es nicht geht), wie der Jurist sagt, aber sie war nicht allein ausschlaggebend für Industrie und Wachstum.

Zunächst einmal war man in Singen 1859 sehr überrascht über die Entscheidung, den Bau der „badischen Eisenbahn“, ausgehend von Mannheim nach Heidelberg, dann über Karlsruhe, Offenburg, Freiburg und Basel, Waldshut bis Konstanz – noch heute werden die Streckenkilometer am Schienenrand ausgehend von Mannheim so gezählt – über Singen zu bauen. Wo sich doch in den damals üblichen „Bahn-Committees“ (eine Art frühe Bürgerinitiativen) vor allem die Orte Hilzingen (Jahrmarkt), Randegg (Poststation) und Rielsingens/Arlen (Spinnerei) stark hervorgetan hatten. Doch die Geographie und damit die kostensparendste Wegführung sprach ganz klar für den Verlauf über Singen. Noch heute zeigt das sehr einfach ein Blick vom Hohentwiel. Nachdem man sich

mit den Schweizer Kantonen Basel und Schaffhausen überraschend schnell darüber geeinigt hatte, den neuen Verkehrsweg aus geographischen Gründen über deren Gebiet zu führen, trat die Bahn durch die Thaynger Pforte aus dem Randengebirge heraus und konnte am einfachsten über Gottmadingen – Singen – Radolfzell nach Konstanz geführt werden.

So wurde die Bahnstrecke von Waldshut über Schaffhausen und Singen, den letzten Abschnitt der Hochrheinbahn, am 13. Juni 1863 eröffnet. Und obwohl bereits im September 1866 der erste Abschnitt der „Kinzigtalbahn“ (badische Schwarzwaldbahn) von Singen nach Engen und im November 1873 die gesamte Strecke bis Offenburg eröffnet werden konnten, hatten diese Maßnahmen bei genauer Betrachtung keinen großen Einfluss auf die Entwicklung in Singen. Lediglich durch den Eisenbahnbau und durch den späteren Unterhalt und das Bahnbetriebswerk kam es zu einer gewissen Zunahme der Bevölkerung. Selbst als sich die Ortschaft an der von vielen Gemeinden finanzierten Schweizer „Nationalbahn“ Winterthur – Etwilen – Singen beteiligte (im Volksmund „Etwiler-

bahn“), die im Januar 1875 eröffnet wurde und die eine Konkurrenz zu den Gotthardzuführungen der mächtigen Schweizer Nordostbahn hätten sein sollen, trat kein echter Boom ein. Vielmehr war die Bahngesellschaft schon nach knapp zwei Jahren pleite und die Konkurrenz übernahm die Strecke, die sich unrentabel entlang vieler kleiner Örtchen schlängelte und es nie geschafft hatte, in Zürich einen Hauptbahnhofszugang zu erhalten.

Ein weiterer „Fingerzeig der Geschichte“ ist noch zu nennen: Genau im Jahr der Eröffnung der Eisenbahn hatte man in Württemberg die letzten Pläne zum Wiederaufbau der Festung Hohentwiel aufgegeben. Es waren nun endgültig neue Zeiten angebrochen. Verdrängt hat man zudem in der Singener Geschichte, dass die Vorfahren zweier äußerst erfolgreicher Industriellenfamilien eigentlich aus Singen stammten, sie aber hier keine Entwicklungschancen bekamen und deshalb weggingen: Fahr nach Gottmadingen (1870) und Allweiler nach Radolfzell (1877).

Singen erlebte also erst einmal von 1863 bis 1895 ein durchschnittliches Wachstum, wie es andere Orte mit neuem Bahnanschluss auch erlebten (Verdoppelung der Einwohnerzahl). Für einen herausragenden Boom musste auch auf Seiten von Technik und Industrie erst einmal die Grundlage geschaffen werden – und das war rund 30 Jahre später der Fall.



Situationsplan über die Baufluchten und neu anzulegenden Straßen, Ort Singen, 1877/78

Der erste Bebauungsplan für Singen orientierte sich am gerade neu errichteten Bahnhof (1877). Singen war noch keine Stadt und besaß noch keine Industrie.

genannt, heute August-Ruf-Straße) in Höhe des Hauserbrunnens abgeknickt wurde, um direkt auf das Bahnportal zu führen. Das war der Startschuss für die echte Stadtplanung.

Singen und die Großindustrie

Erst einige Jahre später, 1887, wurde der erste auswärtige Investor auf die ideal gelegene Ortschaft im Südbadischen aufmerksam Julius Maggi. Der Sohn eines Mühlenbesitzers war zu dieser Zeit noch kein Großindustrieller, sondern, wie man heute sagen würde, ein „Start-up“-Unternehmer, der mit innovativen Techniken völlig neue Produkte schuf. 1886 hatte er seine später weltberühmte Würze wie auch die leicht transportier- und lagerbare sowie kostengünstig herstellbare Trockensuppe, damals noch „Leguminose“ genannt, auf den Markt gebracht. Um vor allem die Würze auch im großen Deutschen Reich absetzen zu können, musste er eine Umladestation im Deutschen anlegen, denn Fertigprodukte waren mit hohen Zöllen belegt. Das 1871 neu entstandene „2. Deutsche Reich“ wollte erst einmal die vielen innerdeutschen Länderzölle beseitigen und durch gemeinsame Währung und Maße einen starken innerdeutschen Markt schaffen.

Julius Maggi jedenfalls fand den Weg nach Singen und richtete mit sieben Arbeiterinnen und einem Vorarbeiter in einem Nebengebäude einer Restauration südlich der Bahnlinie die Umfüllstation ein,

Singen und die Vor-Stadtplanung

So diente auch die erste systematische Vermessung der Gemarkung Singen in den Jahren 1867 bis 1880, also direkt nach dem Eisenbahnbau, vor allem der Anlage neuer Feldwege sowie der Flächen- und Wertermittlung vorhandener Grundstücke. Von „großen Würfeln“ der Stadtplanung war da noch nicht die Rede. Erst der erste „Situationsplan über die Baufluchten und neu anzulegenden Straßen gegen den Bahnhof im Ort Singen“ von 1876/77 enthält städtebauliche Vorgaben. Noch heute gilt richtigerweise die Scheffelstraße (damals noch „Niederhofstraße“, da sie direkt über einen Bahnübergang in die ehemals selbstständige Herrschaft Niedersingen/Niederhof führte) als die Trennlinie zwischen altem Dorf und neuer Stadt. Zuvor lag die St. Peter und Paul Kirche

am östlichen Rand des organisch gewachsenen Hafendorfes Singen (von der Hauptstraße bis um die Friedenslinde und westlich bis zur Aach). Doch dort, wie an den neuen Straßen, entstanden zuerst fast ausschließlich Geschäfts-, Lager- und Handwerkerhäuser sowie Bierbrauereien – von neuen Wohnsiedlungen war noch nicht die Rede. Allerdings entstand gleich eine schwunghafte Spekulation mit den Grundstücken, so dass eine geschlossene und geordnete Bebauung von Anfang an behindert wurde.

1877 wurde schließlich die provisorische Bahnhofsbaracke beseitigt und der Bahnhof an der heutigen Stelle errichtet. Dies führte auch zu einer systematischen Veränderung der Stadtplanung, in dem die „neue Hauptstraße“ (später Kaiserstraße

die von 1887 bis 97 erst einmal in diesem bescheidenen Rahmen bestehen blieb. Entscheidend wurden erst die Jahre 1894/95. In dieser Zeit ließ Georg Fischer, Enkel der von Konrad Fischer gegründeten Eisengießerei in Schaffhausen, im Schwarzwald und im Hegau die Situation für den Aufbau eines deutschen Werkes erkunden. Im Mittelpunkt des Interesses stand zuerst Arlen als Standort an der Aach, denn bisher hatte man die Wasserkraft als Energiespender gebraucht. Doch das Zusammenfallen einiger besonderer Umstände führte schließlich dazu, dass Georg Fischer sich 1894 für einen Standort südlich des Bahnhofs Singen entschied, um hier seine geniale neue Erfindung, Rohrleitungssysteme für Wasser und Heizungen, sowie Rohrwinkel und -verbindungsstücke, auf Englisch „Fittings“, für den deutschen Markt herstellen zu lassen: da die Wasserkraft der Aach wohl sowieso nicht ausgereicht hätte, baute man nun stationäre Dampfmaschinen. Auch Elektrizität für industrielle Nutzungen war jetzt auf dem Vormarsch. Zudem waren die eiszeitlichen Kiesböden südlich des Singener Bahnhofs ein idealer, ebener und stabiler Baugrund und außerdem waren auch die Grundstücke großflächig und günstig zu erwerben. Sie waren größtenteils in der Hand der ehemaligen Ortsherrschaft von Singen und von Großbauern. Diese Eigentumsverhältnisse lassen sich direkt auf die ehemalige Herrschaft Niedersingen zurückführen, die politisch bis Ende der 1830er Jahre bestand (Ablösung der herrschaftlichen Rechte), seit 1555 gemeinsam mit

(Ober-)Singen verlehnt wurde und seit dem 13. Jh. erwähnt wird. Eventuell entstand sie schon um 920 oder 960, als es zu königlichen Güteraufteilungen und herzoglichen Erbschaften in Singen kam. Jedenfalls haben mit großer Wahrscheinlichkeit die Herren von Singen (erwähnt ab 1087) hier in Niedersingen ihren Sitz gehabt, bevor sie um 1121 auf den Hohentwiel umzogen.

Die neue Fitting-Fabrik nahm 1895 ihre Arbeit auf, hatte 1897 bereits 300 Beschäftigte und 1906 schon 1.596. Diese Zahl schwankte zwar deutlich mit der Konjunktur, doch der Startschuss war gefallen, die Entwicklung irreversibel.

Kurz darauf, 1897, gab es auch für Maggi einen Anlass, eine richtige Industrie in Singen aufzubauen: Der Einfuhrzoll für seine Würze-Tanks wurde so stark erhöht, dass es sich lohnte, ein Werk zu errichten und gleich in Deutschland zu produzieren. Auch hier galten die guten Bedingungen: guter Baugrund, günstige große Grundstücke, Lage direkt am Bahnhof. Interessant ist, dass es rund 110 Jahre später 2007/08 zu einer Kooperation der beiden Werke kam – die in völlig unterschiedlichen Branchen arbeiten –, und zwar indem die Maggi Abwärme aus den 1.500° C heißen Glühöfen der Georg Fischer nutzt und dabei unserem Klima 11.000 t CO₂ erspart.

Singen wird Stadt

Binnen kürzester Zeit war der Bedarf an Arbeitskräften nicht mehr aus der örtlichen Bevölkerung zu decken. Und auch die sofort stark einsetzenden – und bis heute überaus bedeutenden – Einpendelbewegungen nach Singen (damals hielten viele noch ihre kleine Landwirtschaft in einem Hegaudorf aufrecht, heute nutzen viele die überaus schönen Wohnlagen der Nachbarorte) reichten nicht mehr aus. Es setzte ein lang anhaltender Zustrom von Neuansiedlern ein. Über Jahrzehnte entstand ein großes Wohnraumproblem in Singen.

Und dennoch konnte die junge Verwaltung alsbald beachtliche Erfolge aufweisen. Der letzte nebenamtliche Singener Bürgermeister, Adolf Schrott, trat im März 1899 kurz vor der Stadterhebung seinen Dienst an. Ihm mag zugute gekommen sein, dass er zuvor Rechner der Gemeinde und anderer Anstalten war. Immerhin wurde in seiner Amtszeit bis 1904 Maßgebliches geleistet, so war der Antrag auf Stadterhebung im September 1899 erfolgreich. Noch im gleichen Jahr wurde eine Bürgerschule eingerichtet, 1902 das erste städtische Gebäude, die Ekkehardschule, eingeweiht und 1903 das „Wasserfest“ gefeiert. Das war nicht nur eine Volksbelustigung, sondern bedeutete vor allem für die Frauen eine riesige Arbeitsentlastung, denn man musste von nun an frisches Wasser nicht mehr vom Brunnen holen! Schon seit 1895 gab es ein eigenes Krankenhaus in Singen (seit 1928 Amtsgericht).



Festspielhalle, Singen, erbaut 1906, abgerissen 1918

Ein überregional besetztes «Festspiel-Komitee» ließ 1905/06 eine Festspielhalle auf der Schanz errichten und weckte große Hoffnungen. Bereits nach einer Saison gab das Komitee auf, die Halle erlebte später noch eine Blüte.

Aber auch die Arbeitsbelastung in der Stadtverwaltung stieg schnell. So entschied sich Schrott als Ratschreiber wieder zurück in die Verwaltung zu gehen. Neuer Bürgermeister wurde der liberale Verwaltungsfachmann Valentin Busch. Unter seiner Ägide bis 1912 entstanden weitere große Werke: Die Volksschule wurde durch eine Bürger-Realschule ergänzt, die ab 1911 ein stattliches neues Gebäude bezog, den historischen Teil des heutigen Hegau-Gymnasiums. Auch das kulturelle Leben blühte auf. Im Kreuz-Saal, dessen Wirtschaft seit Anfang des 14. Jh. erwähnt ist, wurde 1905 ein Saalbau angegliedert, der bis vor dem Zweiten

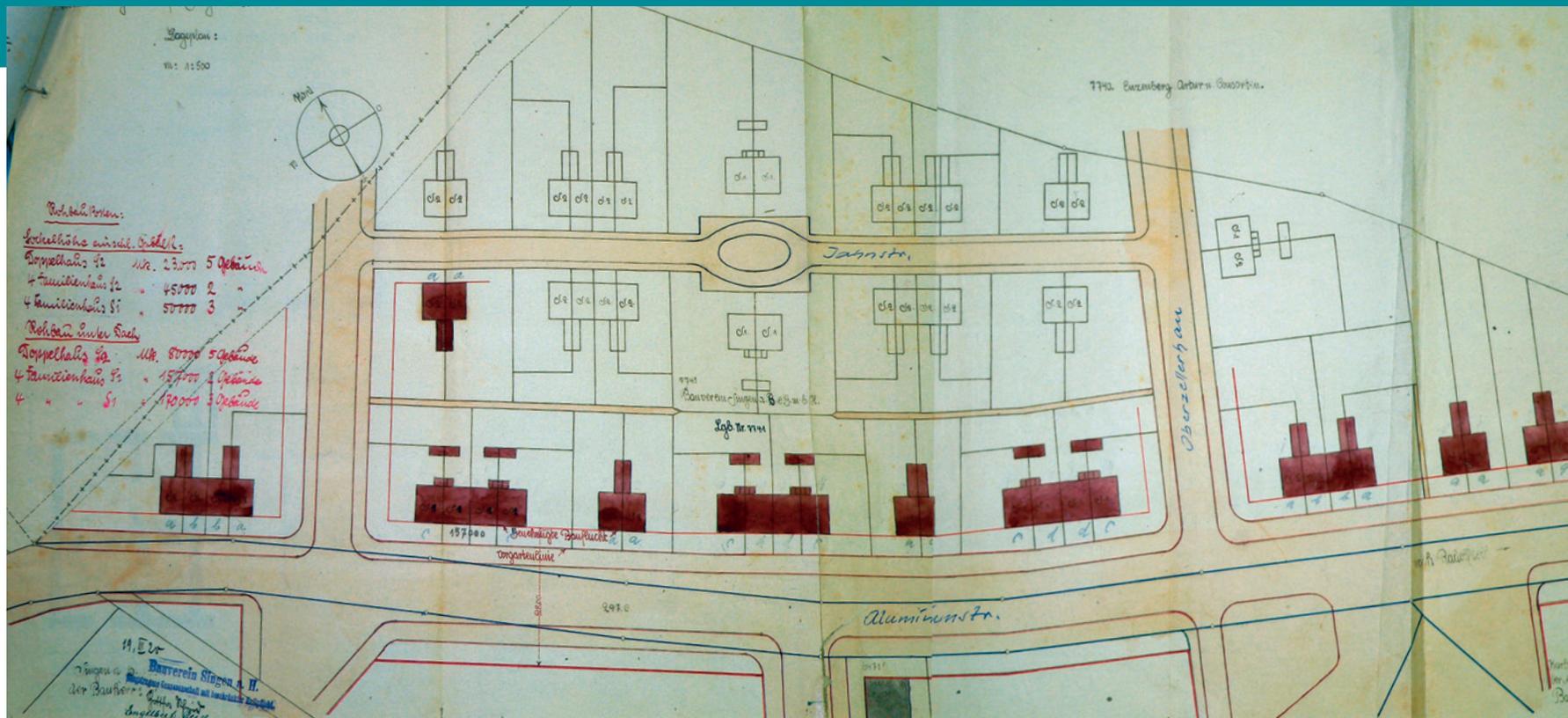
Weltkrieg große Bedeutung als Kulturbau behielt. Im Herbst 1905 gründete sich gar ein „Festspiel-Komitee“, geführt von illustren überregionalen Großbürgern, Adligen und Industriellen. Dieses schaffte es tatsächlich, bis Pfingsten 1906 auf der Schanz eine Festspielhalle zu errichten. War diese auch nur auf gestampftem Lehm Boden erbaut, aus Holz und Pappmaschee, so symbolisierte sie doch eine mittelalterliche Burganlage und fasste 2.000 Besucher, bei einer Bühne für bis zu 500 Akteuren. Kurz vor der Einweihung besuchte gar Kaiser Wilhelm II. das patriotische Werk. Singen wurde dennoch nicht zum neuen Bayreuth oder Salzburg,

aber als das Festspiel-Komitee bereits nach einem Jahr aufgab, trat immerhin die Stadt noch eine zeitlang federführend in den Kulturbetrieb ein (sie übernahm die Halle allerdings nie und so wurde sie im Frühjahr 1918, noch im Krieg, zum Abriss freigegeben).

Im August 1906 formierten sich die seit 1860 in Singen nachgewiesenen Blechbläser endgültig zur „Stadtmusik Singen“. Ebenfalls eine typisch städtische Einrichtung war der neue Stadtgarten, der bereits 1909 eingeweiht werden konnte und rege genutzt wurde. 1911 wurde mit dem „Lichtspieltheater Hohentwiel“ am Hohgarten das erste Singener Kino eröffnet.

Das kirchliche Leben blühte auf. Auf katholischer Seite durch Stadtpfarrer August Ruf, der u.a. die Herz Jesu Kirche erbauen ließ (Grundsteinlegung 1909) und das Elisabethenhaus in der Theodor-Hanloser-Straße zur Stärkung der mildtätigen Einrichtungen (1906). Auch die kleinere evangelische Gemeinde zog nach, weihte 1913 die stattliche Lutherkirche und gab ihre erste Kirche von 1863 an die altkatholische Gemeinde ab.

Allerdings gelang es bis um 1910 noch nicht, die Stadtplanung auf professionelle Beine zu stellen. Architekt Albert Hänssler trat gelegentlich beratend auf, ab 1909 war Robert Keppner Stadtbaumeister, allerdings nur freiberuflich. Immerhin war am 13. Juni 1906 – auf den Tag genau 43 Jahre nach



der Eisenbahneröffnung – die erste Stadtbauordnung für Singen erlassen worden, man versuchte das bebaute Stadtgebiet planungsrechtlich zu erfassen und außerhalb davon Bausperren zu erlassen. Doch die Maßnahmen griffen noch nicht.

So ist es verständlich, dass andere die Initiative an sich reißen mussten. Dazu gehörten z.B. die Maggi, die bereits 1906 im Bereich des ehemaligen Niederhofs eine stattliche und moderne Arbeiter-Wohnblockanlage errichten ließ. Selbstbewusste, eigenständige Kräfte wie der Bauverein (von Bahnbeamten) im Umfeld des Bahnhofs und die Baugenossenschaft Gartenstadt im Süden bildeten sich heraus. Ihre Geschichte zeigt der Hauptteil dieses Buches.

Singen und die unterbrochene Blüte

In den Jahren um 1910 gab es also nicht nur im ganzen Deutschen Reich, sondern auch in Singen einen deutlichen Aufschwung und Grund zum Optimismus. 1912 siedelte sich der dritte spätere Großbetrieb, das Aluminiumwalzwerk Dr. Lauber, Neher & Co., im Osten der Stadt an der Bahnlinie an, das sich sowohl mit dem in Kreuzlingen erfundenen Endloswalzen von Aluminium zu Folie wie dem Pressen von massivem Aluminium zu Profilen und Spezialteilen beschäftigte. Im Sport etablierte sich der im August 1904 gegründete Fußball-Club FC Singen 04 nach vielen Rückschlägen zu einem selbstständigen Verein (1910, zuvor mit Radolfzell), mit Leichtathletik-Abteilung (1912) und gründete

*Bauverein Bauplanung Aluminium-/Jahnstraße, 1910–1930
Am Ostrand der Innenstadt konnte der Bauverein im Gewinn „Zellerhau“ Grundstücke erwerben und eigene Bauten errichten.*

den „Schwarzwaldgau“ des Süddeutschen Fußballverbandes (1913).

Nachdem Bürgermeister Busch nach kurzer schwerer Krankheit verstorben war, trat der ebenfalls liberale Paul Thorbecke zur Jahreswende 1912/13 seinen Dienst an und führte die Schaffung städtischer Infrastruktur zügig fort. Ein wichtiges Argument für seine Wahl (durch Gemeinderat und Bürgerschaft) war seine Absicht, die Stadtplanung und die Grundstückspolitik auf völlig neue Beine zu stellen. Er bezeichnete Singen als „Stadt mit



Wohnblöcke Bauverein, Ostendsiedlung, 1914 (rechts), nach 1920 (links)

Bald nach seiner Gründung 1910 nutzte der Bauverein die aufstrebende Konjunktur auch zum Bau von Mehrfamilienhäusern wie hier im Ostend (Bild von 2010). Doch der Erste Weltkrieg unterbrach die hoffnungsvolle Entwicklung.

Gartenstadt-Charakter“, was in gewisser Weise auch zutraf, da auch in den neueren Baugebieten eine offene Bebauung mit vielen (Nutz-)Gärten um die Häuser herum dominierte. Nach seiner Wahl nahm er gleich mit Dr. Kampffmeyer Kontakt auf, dem Generalsekretär der deutschen Gartenstadt-bewegung. Dieser brachte auch Prof. K. A. Hoepfner von der TH Karlsruhe mit nach Singen. Doch die ersten Erfolge wurden jäh durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen.

1913 wurden immerhin noch der Schlachthof eröffnet und im November die Randenbahn, eine

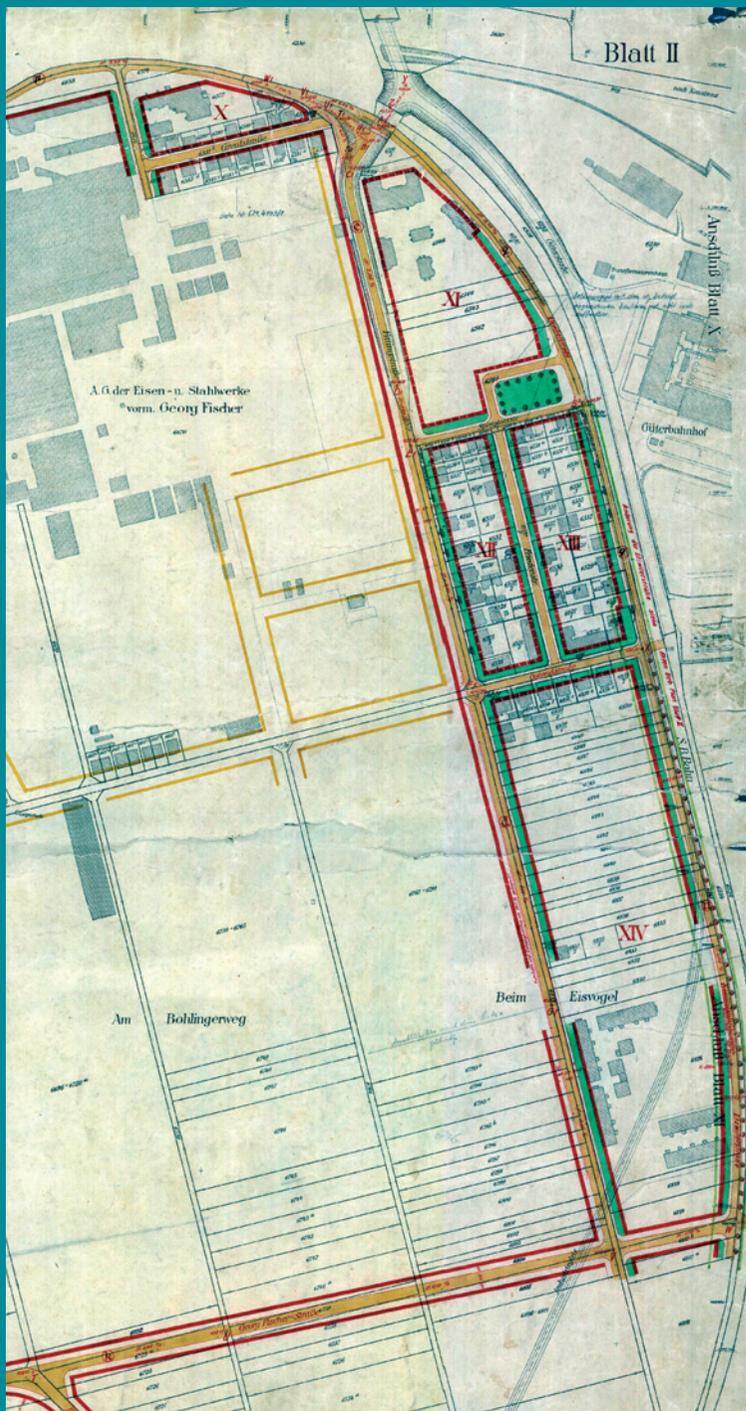
Zubringerstrecke für Einpendler zur Großindustrie für das 20 km entfernte Randengebiet. Es war ein überaus seltenes Ereignis in Deutschland, dass zu diesem Zeitpunkt noch eine neue Eisenbahnstrecke gebaut wurde. Der Beginn der Kanalisation einiger wichtiger Straßen zeigte zudem die Absicht, eine funktionsfähige moderne Stadt zu schaffen und Güllegruben und Dunglegen abzuschaffen. Und selbst in der Festspielhalle wurde in der Saison 1913 der Spielbetrieb wieder aufgenommen.

Im Osten kaufte die Stadt das bisherige Hotel „Waldeck“ und baute es zur Waldeckschule aus,

die am 9. Juni 1914 eingeweiht werden konnte. Doch wenige Tage später wurde durch das Attentat von Sarajevo am 28. Juni, bei dem der österreichisch-ungarische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Ehefrau Sophie ermordet wurden, diese Entwicklung unterbrochen. Denn dieses Ereignis nutzten militaristische Kreise und brachen den Ersten Weltkrieg vom Zaun. Von nun an wurden auch in Singen alle städtischen Entwicklungen gestoppt und der Generalbebauungsplan musste warten.

Singen und die Weimarer Republik

Das Ende des Ersten Weltkriegs, die Niederlage Deutschlands und das Abtreten der Monarchie und des Adels schufen in Singen wie überall eine völlig neue Lage. Die junge Stadt hatte inzwischen etwa 10.500 Einwohner, doch der Aufbruch in die Demokratie und Marktwirtschaft wurde zunächst durch die völlig zerrütteten Staatsfinanzen gebremst. Dennoch ist es beachtlich, dass auch in dieser Zeit mutige Initiativen entstanden. So wurde 1919 der Verband der privaten Haus- & Grundeigentümer gegründet, Architekten und Männergesangverein träumten von einem großartigen „Scheffelhaus“ mit Stadthalle und Museum, vor allem aber trat die Stadtverwaltung im Frühjahr 1921 erstmals durch den Bau bzw. die finanzielle Förderung von Wohnkolonien im Tittisbühl und am Harsengraben hervor. Dies ist überaus beachtlich, denn die „Hyper-Inflation“ der Jahre 1922/23 stand



Auszug aus dem Blatt II des Bebauungsplans der Stadt Singen, Ostendsiedlung, 1923

Dieser kleine Teil-Bebauungsplan, in dem auch der Bauverein Bauten errichten konnte, war das einzige konkrete Ergebnis der Zusammenarbeit der Stadt Singen mit Prof. Hoepfner/TH Karlsruhe. Der Erste Weltkrieg und die Inflation hatten alle Ansätze der Zusammenarbeit zunichtegemacht.

erst noch bevor (Einführung der stabilen Währung „Rentenmark“ zum 01.12.1923).

Singen hatte zudem mit dem parteilosen Juristen Dr. Otto Jägler seit Januar 1920 einen neuen Bürgermeister. Das war nicht im Zusammenhang mit gewissen revolutionären Ereignissen zu sehen, wie sie in Berlin, München, Mannheim (Ausrufung der „Räterepublik“) und anderen Großstädten von linken und kommunistischen Kreisen sowie von Rechten („Kapp-Putsch“ 1920) betrieben wurden, sondern im Übergang von Thorbecke zu einer anderen Stelle. In Singen vollzog sich zunächst ein normaler Wechsel zu demokratischen Institutionen in Gemeinderat und Bürgerausschuss, auch wenn diese „Revolutionszeit“ gelegentlich etwas hochstilisiert wurde. Es war allerdings die Zeit politischer Morde in Deutschland, unter denen vor allem der Mord an Reichsaußenminister Walter Rathenau im Juni 1922 große Empörung hervorrief. Auch in Singen kam es deshalb am 4. Juli 1922 zu einer Demonstration linker Gruppen gegen die Rechte und die Freikorps, die völlig aus dem Ruder lief. Am Ende waren Arbeiter verletzt und der Major a.D. Friedrich Julius Scherer erschossen worden. Das störte das politische Klima nachhaltig und Singen bekam im Land Baden einen nicht sehr guten Ruf.

Die Wiederaufnahme der Überlegungen zur Erstellung eines Generalbebauungsplanes für die Stadt Singen stellten sich sehr zäh dar. Zunächst wurde wieder mit Prof. Hoepfner verhandelt, aus

dessen Arbeit aber schlussendlich nichts blieb als ein kleiner Bebauungsplan zwischen Fitting- und Etzwilerstraße, in dem sich auch die „Ostend“-Siedlung des Bauvereins befindet. Die eigentliche Planungsarbeit wurde an Stadtgeometer Jakob Spengler übergeben (1919 – 1940, auch Stadtbaumeister 1924 – 1934 und 1944 – 1946), der den Hoepfner’schen Plan endgültig ausarbeitete, ihn 1923 vorlegte und 1926 genehmigen ließ. 1927 folgte auch die aktualisierte Stadtbauplanung. Damit bestimmte diese Planung auch die lange Amtszeit des katholischen Zentrums-Bürgermeisters Dr. Edmund Kaufmann, der von 1923 bis 1933 (unrechtmäßige Absetzung durch die Nazis) im Amt war.

Zum ersten Mal konnte man von einer geschlossenen Planung für die Stadt sprechen. Diese legte das neue Stadtzentrum zwischen Scheffel-, Thurgauer-, Bahnhof- und Freiheitstraße fest, sah aber das künftige Zentrum für öffentliche Gebäude und Plätze im Bereich des (Hegau-)Gymnasiums. Auf einer „Ringstraße“ (Bahnhof-, Kreuzenstein-, Widerhold- und Hauptstraße, noch heute kündigt der Name Ringstraße davon) sollte dereinst eine Straßenbahn verkehren. Immerhin war in der Nähe bis 1928 auch das Krankenhaus (später Amtsgericht) und von hier sollte ein strahlenförmiges Straßensystem die spätere Nordstadt erschließen, ähnlich wie in Karlsruhe. Doch die Entwicklung dieses Zentrums kam aus unerfindlichen Gründen nie in Gang. Wahrscheinlich besaß die Stadt hier zu



*Kunsthalle, Singen 1927/28
Für das damals hochmoderne Medium «Film» wurde 1927/28 die Kunsthalle in Singen errichtet, im ebenso modernen Stil der Neuen Sachlichkeit. Mit Unterstützung der Stadt wurde das Haus ab 1928 auch als Theater genutzt.*

kostengünstig waren, dass die Küche zu klein war für normale Möbel!

In der Schweiz und Frankreich gehörte Le Corbusier zu den herausragendsten Vertretern. Durch ihn wurden markante, teils auch verspielte Einzelbauten realisiert (Notre Dame du Haut, Ronchamp). Eigentlich sahen sich diese Protagonisten allerdings mehr als Städtebauer denn als Architekten. Ihre wichtigsten Planungen waren ganze Neustädte, etwa mit riesigen Betonblöcken inmitten

von unendlich großen Parkanlagen, verbunden durch Autobahnen oder Hochstraßen. Solche „Wohnmaschinen“ wurden später nur in Einzelfällen gebaut, prägten aber das Denken im Städtebau der Moderne noch lange Zeit. Mit diesen Ideen wurde der Ansatz salonfähig gemacht, alte Strukturen lieber komplett abzureißen und völlig neu zu überbauen. Mit dem „Historismus“ warfen diese Modernisierer auch die ganze Historie über Bord!

Monumentalismus, 1925 – 1940

Der Monumentalismus ist keine Bauform, die nur von den Nazis verwendet wurde. Ende der 1920er Jahre zeigen einige Einzelobjekte den Vormarsch dieser Ideologie, wie der Hauptbahnhof Stuttgart (Paul Bonatz, 1914 – 1928) oder das Rathaus von Oslo (1930 – 1950). Der Monumentalismus ist letztendlich ebenso Ausdruck der Tatsache, dass nun durch den Stahlbetonbau ganz andere Dimensionen erreicht werden konnten.

Weltberühmt wurde die Bauform durch die „Führer-Bauten“ von Albert Speer (dessen Vater bereits 1920 bereits am Centralhotel «Schweizerhof» in Singen tätig war), wie die Reichskanzlei in Berlin, das Reichstagsgelände der NSDAP in Nürnberg, das Olympia-Stadion Berlin oder die „Führer-Stadt“ Linz. Auch ohne den Bombenkrieg plante Adolf Hitler den Abriss von Innenstädten, etwa in Berlin, um der „Welthauptstadt Germania“

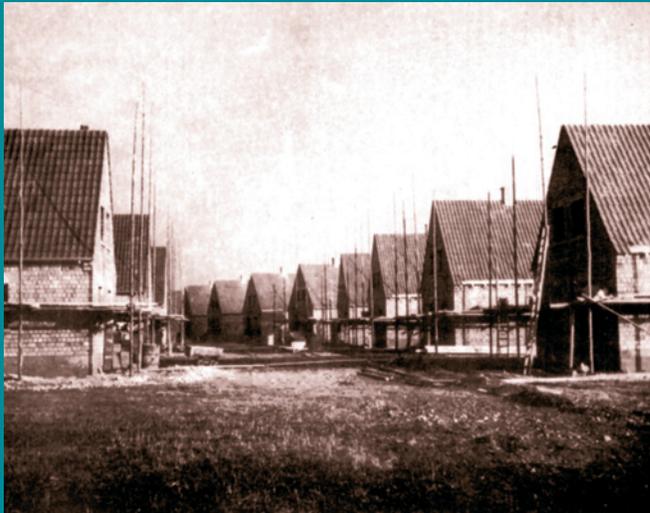


*Stuttgarter Hauptbahnhof, erbaut 1914–1928
Herausragendes Beispiel des Monumentalismus in Deutschland vor der Epoche des Nationalsozialismus. Als Gegenbewegung zur Moderne war dieser Stil aber auch auf den Stahlbetonbau angewiesen.*

ein völlig neues Gepräge zu geben, darunter die nicht realisierte „Große Halle“ mit 315 x 315 x 320 Metern für 180.000 Menschen. All diese Aspekte zeigen das Ziel dieser Architektur: das „menschliche Maß“ völlig zu verlassen, um den Einzelnen als unbedeutend zu deklarieren. Der Mensch wirkt hier nur noch in der Masse. Um solche Bauten verwirklichen zu können, setzten die Nazis auch Massen ein, so auch Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge.

Heimatschutz, 1933 – 1955

Weitaus größere Verbreitung fand die Architektur-Ideologie des „Heimatschutzes“ der Nationalsozialisten. Nach ihrer Machtübernahme mussten sie den großen Ankündigungen Taten folgen lassen. Im Bereich des Städtebaus wurden dafür einige Grundformen entwickelt, die dann vielfach in Deutschland und besetzten Gebieten umgesetzt wurden.



NS-Siedlungsbau, Feldstraße ab 1937

Zwar wurde im „III. Reich“ jedem „deutschen Arbeiter“ ein solches Haus in Aussicht gestellt, aber nur mit Hilfe der Stadt und der Alu konnte auch in Singen gebaut werden.



Heimatschutz-Wohnblock, Gartenstadt 1935 (Bild 2010)

Gemäß der Strömung der Zeit baute auch die Gemeinnützige Baugenossenschaft in der Gartenstadt im Stil des Heimatschutzes mit traditionellen Elementen.

Gegliederte und Aufgelockerte Stadt, 1955 – 1965

Wie schon in früheren Epochen, so liegen die Wurzeln eines neuen Leitbildes meist schon länger zurück. Auch das seit Mitte der 1950er Jahre verwirklichte Leitbild der funktionalen „Gegliederten und Aufgelockerten Stadt“ wurde eigentlich schon in den 1930er Jahren vorgedacht. Es kamen noch einige wenige moderne Elemente dazu, aber im Kern verlängerte es die konservativen Bauformen, die in der Nazi-Zeit vorherrschen mussten (Satteldach statt Flachdach etc.).

Da nun in der Wirtschaftswunder-, Wiederaufbau- und Flüchtlingszeit große Stadtgebiete völlig neu geplant und gebaut werden konnten, wurden einige Ideen der „Neu-Stadtgründungen“ verwirklicht: funktionale Trennung von Wohnen und Arbeiten (im Gegensatz zu Mittelalter bis Gründerzeit) in Wohn- und Gewerbegebiete, Funktionszentren mit Schulen, Sportflächen, Einkaufszentren, großzügige Freiflächen zwischen den Bauten (wie Le Corbusier), autogerechte Erschließung durch Rasterstraßen oder später vermehrt organische Straßensysteme.

Die Bautechnik entsprach dabei dem Neuen Bauen: geometrische Formen, gleichmäßige Flächen, Stahlbetonbau. Lediglich an Siedlungshäusern wurden schräg vorspringende Mäuerchen ein winziges aber wirkungsvolles Gestaltungselement dieser Wirtschaftswunder-Epoche.

Dazu gehörte auch das „Siedlungshaus des deutschen Arbeiters“, das mit seinem Satteldach, den Sprossenfenstern und den Fensterläden an althergebrachten Bauformen festhielt. Es sollte vor allem auf einem großzügig bemessenen Grundstück stehen, um die autarke Selbstversorgung zu gewährleisten. Dazu gehörte nicht nur ein großer Nutzgarten, sondern auch ein Stallgebäude für Schwein, Ziege und andere Nutztiere. Um die Planung möglichst zentralistisch zu führen und Eigenmächtigkeiten lokaler Behörden entgegen zu wirken, sollten diese Siedlungsprojekte von NS-Organisationen wie der Deutschen Arbeitsfront und der SA umgesetzt werden. Da diese jedoch nicht über genügend eigene Mittel verfügten, wurden nur wenige Projekte noch vor dem 2. Weltkrieg realisiert bzw. mussten – wie in Singen – doch mit örtlichen Bauträgern verwirklicht werden. Wie bei den „Meisterhäusern“ von Krupp bezogen zunächst vornehmlich Bessergestellte und NS-Funktionäre die neuen Häuser, deren Ehefrauen eigent-

lich auf Repräsentation – und nicht auf Schweinefüttern ausgerichtet waren. So scheiterte der Ansatz der „totalen Selbstversorgung“ in seiner Absolutheit. Die Gärten sind aber – oftmals bis heute – durchaus als Nutzgärten beliebt.

Für Funktionsgebäude wie Rathäuser, Post oder Firmensitze wurden angepasste größere Formen entwickelt. Gerade im Elsass wurden schnell einige Rathäuser gebaut, um das Deutschtum zu festigen. Immer sollte zu den Siedlungen auch ein Aufmarschplatz und ein Gemeinschaftshaus gehören (wofür oft das Geld fehlte). Durch die teils beachtlichen Planungsvorbereitungen konnten nach dem Krieg und dem Ende der Besatzungszeit die Wiederaufbaumaßnahmen verhältnismäßig schnell beginnen.



Malvenweg, Gegliederte und Aufgelockerte Stadt, um 1960

Für diese durch Hannes Ott geprägte Epoche gibt es in Singen zahlreiche Beispiele, weshalb Singen in der Wissenschaft nahezu als Modellstadt dafür gilt. Hier die Malvenweg-Bebauung der BGO.

Neue Gartenstadt, Verdichtungswelle, 1973–1981

Als ein herausragendes Beispiel für die Epoche der Verdichtungswelle kann die neue Gartenstadt-Überbauung der BGO gelten.



Verdichtungswelle, 1965 – 1975

Die Kritik an den zersiedelten Bauformen der „Gegliederten und Aufgelockerten Stadt“, in der am Abend jedes Leben zu erstarren scheint, führte zu einer eigenwilligen Folgerung: Man forderte nun wieder eine größere Verdichtung, man wollte die Menschen wieder näher zusammenbringen.

Dieser Aufruf muss besonders bei Bautechnikern und Bauunternehmen auf großen Widerhall gestoßen sein, denn ab Mitte der 1960er Jahre wurden im Wohn- wie im Bürosektor massive Großbauten konzipiert, die von der Stockwerkzahl und der Gesamtfläche alles Bisherige sprengten. Nun wurden auch tatsächlich (in deutschen Großstädten wie West-Berlin, Frankfurt oder Köln) einige „Wohnmaschinen“ gebaut, Gebäudekomplexe für mehrere tausend Bewohner, natürlich mit allen Funktionen wie Geschäften, Restaurants, Bars, Schwimmbädern, Sportanlagen etc. ausgestattet.

Möglich gemacht hatte diese Verdichtung eine weitere Rationalisierung des Bauwesens: Stahlbetonbauten wurden nun nicht mehr vor Ort errichtet, sondern nur noch aus industriell vorgefertigten Stahlbeton-Bauteilen zusammengesetzt. Die Einführung des unverputzten „Sichtbetons“ vereinfachte das Verfahren zusätzlich. In Singen wurde bereits 1966 das erste Gebäude in diesem „Plattenbaustil“ errichtet: das Hotel Continental-Hochhaus!



Aluminiumstraße, Bewahrungswelle, ab 1982

Als frühes Beispiel für die Bewahrungswelle der 1980er Jahre kann die teilweise Neuüberbauung der Grundstücke der BGO an der Aluminiumstraße gelten. Jetzt waren z.B. wieder Dachgauben möglich. Gleichzeitig ist den Bauten noch sehr gut die Verwandtschaft zur Gegliederten und Aufgelockerten Stadt sowie der Verdichtungswelle anzusehen.

Für die Machthaber der DDR und ihre hilflosen Experimente mit dem Sozialismus war diese Technik sogar die Rettung. Nur durch sie war es möglich, eines der brennendsten Probleme der DDR, die Wohnraumnot in einem Land ohne freiberufliche Handwerker, zu bekämpfen und den Zusammenbruch des Systems noch 25 Jahre hinauszuögern.

Bewahrungswelle, 1975 – heute

Nur für eine kurze Zeit empfand man die Bauten der „Verdichtungswelle“ als Inbegriff der Moderne und als schön anzusehen. Mag man zur Zeit der Mondlandung 1969 noch gedacht haben, dass wir im Jahre 2000 alle in solchen „Wohnmaschinen“ wohnen würden, so setzten Ernüchterung und Widerspruch doch sehr schnell ein. Zwar muss

man zu bedenken geben, dass es vielleicht auch im Westen nur durch die Verdichtungswelle möglich war, endlich einmal für alle ausreichend Wohnraum zu schaffen, doch ästhetisch konnten diese Bauten einfach keinen Ansprüchen genügen.

So setzten sich ab etwa 1975 erneut Architekten durch, die erstmals seit dem Jugendstil die individuelle Gestaltung als ihre Aufgabe ansahen. Man entdeckte, dass Stahlbeton ja gerade auch für neue und künstlerische Formen genutzt werden kann (vgl. Maggi-Wasserturm). Und Städte erlaubten in ihren Bauordnungen wieder Vorsprünge, Erker, Dachgauben etc. So entstanden und entstehen seither und noch immer verspielte Bauformen, die mit Elementen früherer Leitbilder variieren.

Leitbild-Remakes, 1980 – heute

Überhaupt muss man erkennen, dass um 1980 scheinbar die Möglichkeiten, Neues zu erfinden, erschöpft waren. Seither erleben wir eine Stil- und Leitbild-Wiederholung, wobei die Bauten technisch natürlich auf wesentlich neuerem und größtenteils auch ökologischerem Stand sind.

Nach der Bewahrungswelle als „Remake“ des Eklektizismus folgte (um 1995–2005) eine Neuauf- lage der Satteldach-Bauten der Gegliederten und Aufgelockerten Stadt. Schließlich wagte man sich an den bislang verpönten Futurismus (siehe unten) und scheute danach auch vor einem



Neo-Monumentalismus nicht zurück, obwohl dieser teilweise mit faschistoidem Gedankengut in Verbindung zu bringen ist. Wie unideologisch Bauen heute geworden ist, zeigt die Tatsache, dass sich niemand daran störte und es die demokratischen Gesellschaften in Europa auch nicht gefährdete. Selbst Postmoderne und Mediterraner Stil variieren letztendlich nur dagewesene Formen.

Postmoderne, 1980 – heute

Die Moderne war nun mit den verschiedensten Argumenten in die Kritik geraten. Und so erhielten, aufgrund der auch weiter vermehrt zur Verfügung stehenden technischen und finanziellen Mittel, Architekten wieder mehr Raum, die absichtlich mit künstlerischen Einzelbauten die Moderne durchbrachen und sie zur Post-(Nach-)Moderne machten. Markante Bauten der Postmoderne sind etwa die Universität Konstanz (ab 1968, frühe Form) oder das Dienstleistungszentrum DAS in Singen.

Ökologisches Bauen, 1985 – heute

Die zunehmende ökologische Diskussion sorgte auch in einem Teilbereich des Bauwesens zu einer Neubesinnung. Ökologisch sinnvolle Materialien wie Holz, die Verwendung wiederverwertbarer Materialien und die Anwendung neuer, erneuerbarer Energietechniken zeichneten Einzelbauten und Siedlungskonzepte seit etwa 1980 aus.



Wohnpark Aluminiumstraße, Postmoderne, 1994–1997

Ein architektonisch sehr markantes Beispiel für den Stil der Postmoderne wurde mit dem großzügigen Wohnpark Aluminiumstraße der BGO geschaffen. Stil-Festlegungen der Moderne werden bewusst durchbrochen, trotz der Verspieltheit herrschen rationale Baustoffe aus der Industrie vor.

Reihenhäuser Siedlungsweg, Futurismus, um 2000

Früh für deutsche Architekten hat man bei der BGO bereits um 2000 den aus dem Italien der 1930/40er Jahre stammenden Futurismus umgesetzt.

Eine globale Bedeutung im deutschen Bauwesen erhielt das Ökologische Bauen seit kurzem durch die notwendige Ausweisung einer Energiebilanz für Wohnhäuser. Es ist zu vermuten, dass die Tendenzen hinsichtlich nachhaltiger Bau- und Siedlungskonzepte anhalten wird.

Glas-Monumentalismus, 1995 – heute

Im Bereich der Großgebäude kam die Epoche des Monumentalismus bzw. Anklänge an ihn zurück. In Singen verträgt sich deshalb die neomonumentalistische STADTHALLE mit dem spätmonumentalistischen Rathausblock vom Raumgefüge her sehr gut.

Im Hochhausbau wurde schließlich in den letzten Jahren die „Curtain Wall“ von Ludwig Mies van der Rohe durch Architekten wie Helmut Jahn, der ebenfalls von Deutschland nach Chicago ging und Mies noch persönlich kennenlernte, zum vollständigen Glashauss weiter entwickelt (Sony/Bahn-Tower Berlin, HEGAU-Tower, Weser-Tower/Bremen etc.). Dieses verbindet dabei moderne Auffassungen mit praktischer Technik: Im durchsichtigen Glasgebäude sollen Verwaltung und Unternehmen demokratisch-transparent wirken, das Gebäude ist leicht zu reinigen und instand zu halten und die kritische Frage der Fassadenrenovation für Großgebäude entfällt. Am Post-Tower in Bonn konnte Jahn zudem beweisen, dass er auch eine energetisch günstige Klimatisierung erreichen kann.

Futurismus – Toskanastil, 2000 – heute

Seit Ende der 1990er Jahre kam zudem ein Leitbild nach Deutschland, das auf ausdrücklichen Wunsch von Adolf Hitler hier nicht realisiert werden durfte: der „Futurismus“ des italienischen Duce Benito Mussolini. Dieser war (als ehemaliger Sozialist) der Moderne sehr viel mehr aufgeschlossen und förderte die Techniken des Neuen Bauens in Italien, nicht nur des Monumentalismus (wie z.B. die landeseinheitlichen Bahnhöfe der FS). Ein typisches Kennzeichen des italienischen Futurismus ist dabei das geneigte Pulldach auf den Wohnblöcken oder Penthäuser, das hier jetzt seit einigen Jahren gebaut wird.

Über die Entdeckung Italiens im deutschen Bauwesen kommen neuerdings auch typisch toskanisch-mediterrane Stile zu uns, wie langgezogene schmale Fenster, Friese, Säulen, mediterrane Walm-dächer, Gartengestaltungen mit Zypressen etc.

Fazit

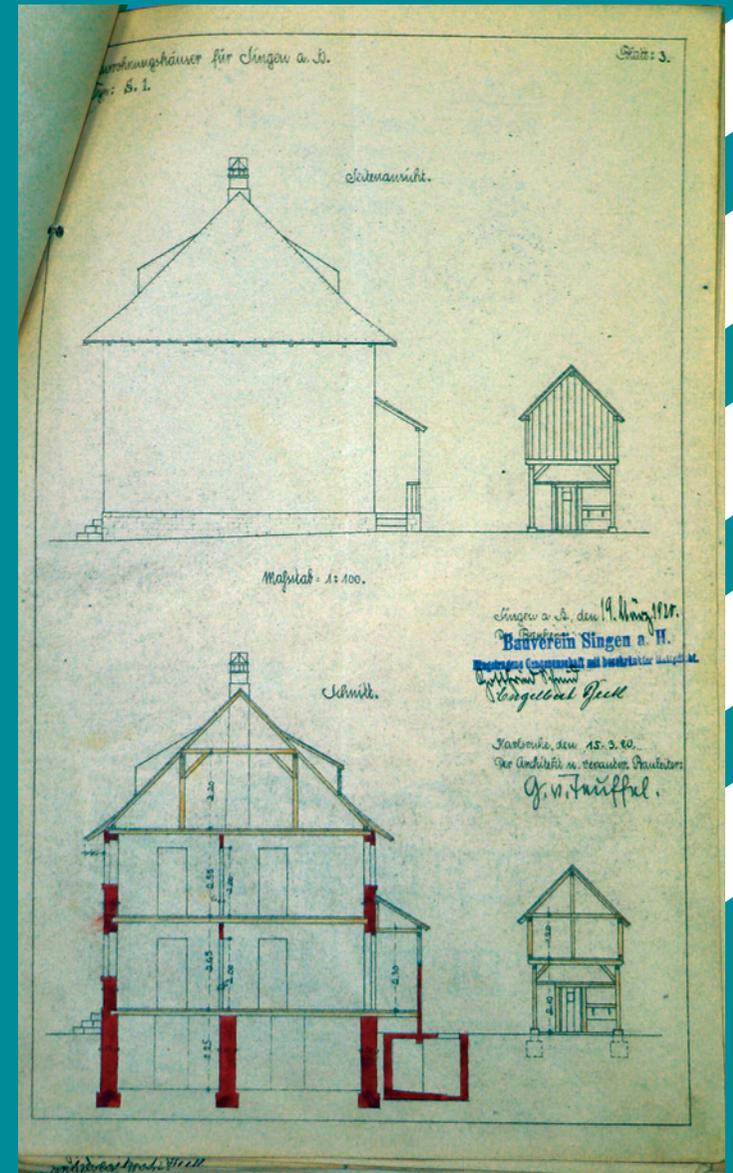
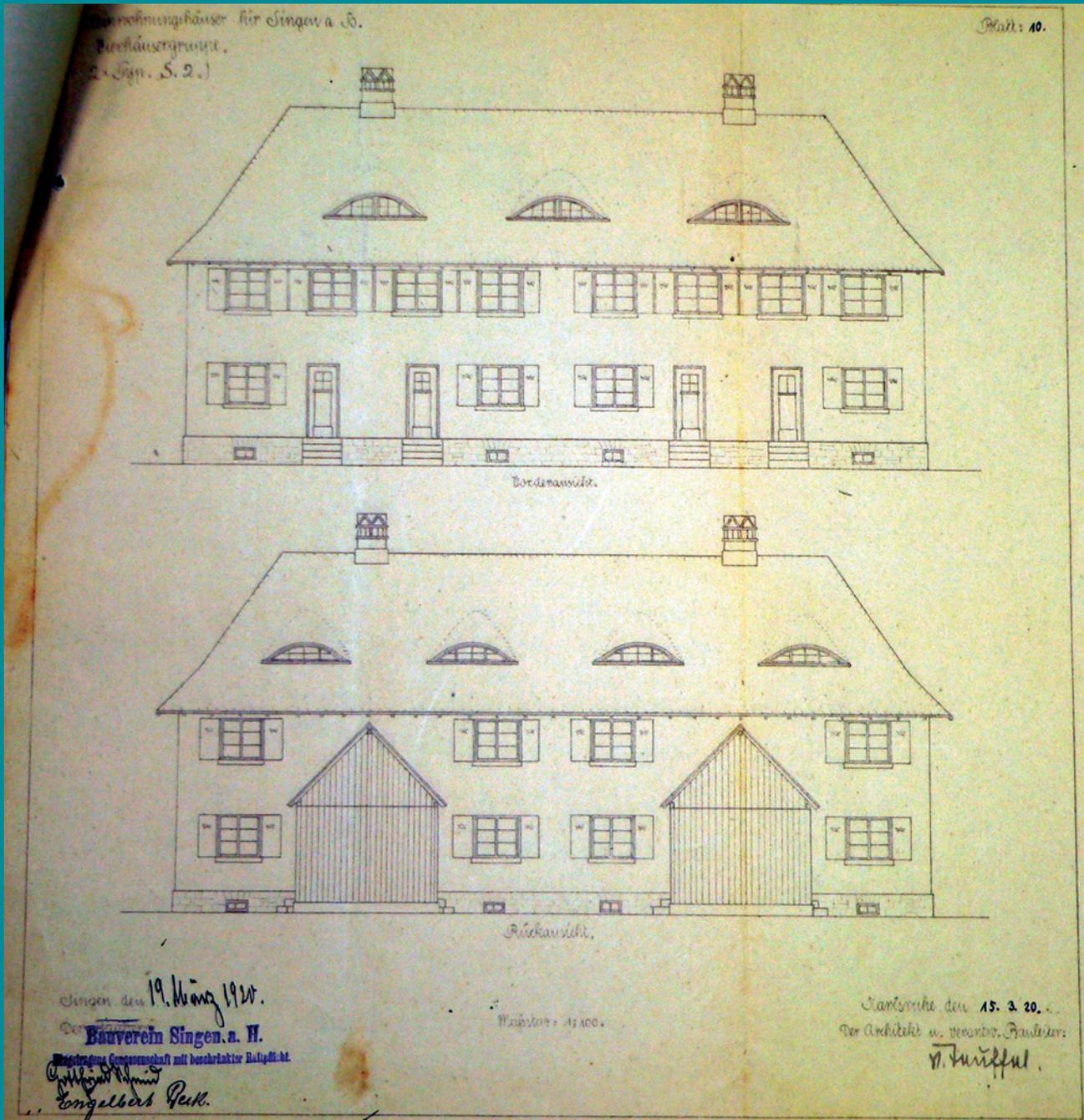
Die Vielfalt der heute realisierten Stile und Wiederholungen zeigt nunmehr, dass wir im liberalen Zeitalter des „ungebundenen Stil-Mix“ angekommen sind. Auch städtische Bauvorschriften halten sich gegenüber früheren Jahrzehnten deutlicher zurück. Heute steht das ökologische und energetisch-optimierte Bauen im Mittelpunkt. Gerade hier ist die BGO vorausschauend aktiv.



*Seniorenbetreute Wohnanlage, Futurismus, um 2002
Für den Futurismus sind Pulldach und sehr flaches Satteldach sowie bodenständige (schmale) Fenster typische Kennzeichen, die hier an der Seniorenwohnanlage Waldstraße sehr gut verwirklicht sind.*



*Neuüberbauung Körnerplatz, postmoderner Futurismus, um 2005
In der Überbauung Körnerplatz mischen sich die Stilelemente bereits wieder stärker, der Architekt hat freiere Gestaltungsmöglichkeiten.*



Bauverein, erste Bauplanungen 1910er Jahre

Häuser dieses Typus wurden als erste an der damaligen Radolfzellerstraße, späteren Aluminiumstraße, errichtet.

100 Jahre Baugenossenschaft Oberzellerhau eG

Die Gründungsmitglieder

Die Gründungsmitglieder

Mitglieder, die sich bei der Gründung des Bauvereins Singen am 18. September 1910 in die Genossenschaft eintragen ließen:

- 1.) Josef Gaißer, Wagenaufschreiber
- 2.) Anton Scherzinger, Wagenaufschreiber
- 3.) Franz Denzel, Wagenaufschreiber
- 4.) Robert Bürsner, Bahnsteigschaffner
- 5.) Johann Fluck, Bahnsteigschaffner
- 6.) Josef Güttinger, Rangierobmann
- 7.) Franz Rimmele, Rangierobmann
- 8.) Karl Steppacher, Rangierer
- 9.) Konrad Fluck, Rangierer
- 10.) Wilhelm Auer, Hilfsplatzmeister
- 11.) Jakob Veser, Hallenarbeiter
- 12.) Oskar Brugger, Hallenobmann
- 13.) Severin Brendle, Schaffner
- 14.) Wilhelm Speck, Wagenaufschreiber
- 15.) Eduard Schellhammer, Bahnarbeiter
- 16.) Ambrosius Hall, Bremser
- 17.) Jakob Heiß, Wagenaufschreiber

Mitglieder des Vorstandes und Aufsichtsrates, die bei der Gründung des Bauvereins Singen am 18. September 1910 gewählt wurden:

in den **Vorstand:**

Josef Gaißer, Vorstand
Eduard Schellhammer, stellv. Vorstand
Franz Denzel, Schriftführer
Jakob Heiß, Rechner
Ambrosius Hall, Beisitzer

in den **Aufsichtsrat:**

Severin Brendle, Vorsitzter
Johann Fluck, stellv. Vorsitzter
Wilhelm Auer
Josef Güttinger
Oskar Brugger
Franz Rimmele
Robert Bürsner
Wilhelm Speck
Anton Scherzinger



100 Jahre BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG

Die Genossenschaftsorgane 1910 - 2010

Aufsichtsratsvorsitzende

Severin Brendle	1910–1912
Oskar Brugger	1912–1915
Severin Brendle	1915–1916
Karl Steppacher	1916–1917
Johann Fluck	1917–1925
Engelbert Beck	1925–1934
Severin Brendle	1934–1937
Fridolin Mayer	1937–1947
Karl Reutemann	1947–1950
Josef Wegmann	1950–1952
Andreas Hofer	1952–1970
Kurt Wolf	1970–2003
Hermann Wollwinder	ab 20.11.2003

Vorstandsvorsitzende

Josef Gaißer	1910–1912
Severin Brendle	1912
Hugo Handloser	1912–1913
Josef Herrmann	1913–1918*
Gottfried Schmid	1918–1920
Karl Schneider	1920–1935
Leo Holler	1935–1946
Karl Schneider	1946–1956
Anton Eckervogt	01.10.1956–02. 1971
Fritz Engelmann	03.1971–1972
Kurt Schriewer	1972–06.1989
Hans-Jürgen Feneberg	ab 01.07.1989

** Während des Kriegsdienstes von Josef Herrmann führten in Vertretung Paul Schweizer und Oskar Brugger den Vorsitz.*

Handlungsbevollmächtigte

Katalin Tiperdel	ab 01.08.2001
Thomas Feneberg	ab 01.01.2004
Anita Wollwinder	ab 01.10.2008

Oberzellerhau, Sanierung 2006

Beispiel für viele gelungene Sanierungen der Gebäude und der Innenbereiche in der Substanz der BGO.

100 Jahre BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG

Literaturliste

Archive

BGO Archiv

SINGEN Stadtarchiv

SINGEN Fachbereich BAUEN

Kappes, Reinhild; Peter, Klaus-Michael: „SINGEN Chronik“, Datenbank Stadt Singen, Singen 2010

MARKORPLAN Agentur & Verlag, Verlagsarchiv

Literatur

Berchmann, Michael S.: „In Böhmen und Baden erfolgreich: Der Wahl-Singener, soziale Unternehmer und Politiker Emil Sräga“, in: Stadt Singen (Hrsg.): „Jahrbuch 2002“, Seite 186–190, MarkOrPlan Agentur & Verlag, Singen 2002

Berchmann, Michael S.: „50 Jahre Gastarbeiter in Singen – Mit einem Zug aus Italien fing alles an“, in: Stadt Singen (Hrsg.): „SINGEN Jahrbuch 2006“, Seite 95–96, MarkOrPlan Agentur & Verlag, Singen 2006

BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG: „50 Jahre Festschrift 1910 – 1960“, Singen, 1960

BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG: „75 Jahre Festschrift 1910 – 1985“, Singen, 1985

BGO Baugenossenschaft Oberzellerhau eG: „Immobilienverzeichnis“, Singen, 2003

Binder, Hermann: „Das Notgeld der Stadt Singen und der Singener Firmen“, in: Stadt Singen (Hrsg.): „SINGEN Jahrbuch 2007“, Seite 23–48, MarkOrPlan Agentur & Verlag, Singen 2007

Britz, Dieter; Dietrich, Reinhard: „EISENBAHN in Singen und im Hegau“, Stadtarchiv Singen, Singen 1978

Frei, Alfred G. (Hrsg.): „Habermus und Suppenwürze – Singens Weg vom Bauerndorf zur Industriestadt“, Stadler Verlag, Konstanz 1987

Grammel-Vahl, Ursula: „Wohnungsbaupolitik der Stadt Singen 1918–1939“, in: Berner, Herbert; Brosig, Reinhard (Hrsg.): „Singen – Junge Stadt. Singener Stadtgeschichte Bd. 3“, Seite 267–289, Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1994

Höning, Franz: „Genese eines Güterweges. Zu Besuch in der Scheffelstraße“, in: Stadt Singen (Hrsg.): „Jahrbuch 98/99“, Seite 21–36, MarkOrPlan Agentur & Verlag, Singen 1999

Höning, Franz: „4 Singener – Lebensbilder aus der Scheffelstraße – Teil 1“, in: Stadt Singen (Hrsg.): „Jahrbuch 2000“, Seite 27–36, MarkOrPlan Agentur & Verlag, Singen 2000

Höning, Franz: „4 Singener – Lebensbilder aus der Scheffelstraße – Teil 2“, in: Stadt Singen (Hrsg.):

„Jahrbuch 2001“, Seite 111–120, MarkOrPlan Agentur & Verlag, Singen 2001

Kappes, Reinhild: „Jahresschwerpunkt 1998: 150 Jahre badische Revolution – Friedrich Hecker, Repräsentant einer Epoche“, in: Stadt Singen (Hrsg.), „Jahrbuch 98/99“, S. 115–132, MarkOrPlan Agentur & Verlag, Singen 1999

Kappes, Reinhild: „Das Singener Rathaus“ [zur Veröffentlichung vorgesehen in: Stadt Singen (Hrsg.): „SINGEN Jahrbuch 2011“, MarkOrPlan Agentur & Verlag, Singen Juni 2011]

Kappes, Reinhild: „Singens Bürgermeister und Ehrenbürger von 1899 bis heute [1993]“, in: Berner, Herbert; Brosig, Reinhard (Hrsg.): „Singen – Junge Stadt. Singener Stadtgeschichte Bd. 3“, Seite 167–203, Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1994

Kappes, Reinhild; Brügel, Tilo: „Modell oder Model – Singens Metamorphose von der Industriestadt zur exklusiven Dienstleistungs- und Handelsmetropole“, 18 S., [unveröff. internes Manuskript Stadt Singen], Singen 2009

Kessinger, Roland; Peter, Klaus-Michael (Hrsg.): „Das Hohentwiel Buch“, 312 S., MarkOrPlan Agentur & Verlag, Singen 2002

Kessinger, Roland; Peter, Klaus-Michael: „Neue Hohentwiel Chronik“, 48 S., MarkOrPlan Agentur & Verlag, Singen 2009



Kopitzki, Siegmund: „Flüchtlingsstrom und Wohnungsbau in Singen nach 1945“, in: Berner, Herbert; Brosig, Reinhard (Hrsg.): „Singen – Junge Stadt. Singener Stadtgeschichte Bd. 3“; Seite 290–300, Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1994

Mattes, Alois: „Der Bau der neuen Stadt“, in: Berner, Herbert; Brosig, Reinhard (Hrsg.): „Singen – Junge Stadt. Singener Stadtgeschichte Bd. 3“; Seite 301–314, Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1994

Ott, Hilde (Hrsg.); Gabelmann, Andreas; Ebner, Renate: „HANNES OTT – Architekt und Stadtplaner in Singen“, 96 S., Selbstverlag, Singen-Bohlingen 2008

Peter, Eugen: „Man kannte bald jedes Auto, das in Singen herumfuhr“, in: Stadt Singen (Hrsg.): „Jahrbuch 93/94“; Seite 117–121, Hohentwiel Verlag, Singen 1994

Peter, Klaus-Michael: „Stadtrundfahrt durch die Geschichte der Stadt Singen (Hohentwiel) 1930 – 1950“, Stadt Singen, 2. Auflage, Singen 1988

Peter, Klaus-Michael: „Beitrag zu einer Frage der neueren regionalen Sozialgeschichte: Gab es ein typisch nationalsozialistisches Siedlungsbauwesen in Singen?“ (unveröffentl. Manuskript), Singen 1988

Peter, Klaus-Michael: „Architektonische Leitbilder am Beispiel der Stadt Singen“, in: Stadt Singen (Hrsg.): „Jahrbuch 87“; Seite 151–172, Stadler Verlag, Konstanz 1988

Peter, Klaus-Michael: „Verkehrszeichen Hohentwiel – Zwischen Verkehrsschatten und Verkehrsknoten“, in: Stadt Singen (Hrsg.): „Jahrbuch 93/94“; Seite 89–96, Hohentwiel Verlag, Singen 1994

Peter, Klaus-Michael; Kappes, Reinhild; Bamberg, Gunnar: „STADTHALLE SINGEN – das Jahrhundertwerk“, 128 S., MarkOrPlan Agentur & Verlag, Singen 2008

Peter, Klaus-Michael: Buchbesprechung „Hannes Ott – Architekt und Stadtplaner in Singen“ [zur Veröffentlichung vorgesehen in: HEGAU-Geschichtsverein (Hrsg.): „Jahrbuch 2010“, MarkOrPlan Agentur & Verlag, Singen Okt. 2010]

Seide, Hermine: „Ein Frauenleben in diktatorischer Zeit – Lebenserinnerungen von Hermine Seide. Aufgeschrieben von Cornelia Röhlke“, Selbstverlag, o.O., o.J. (2008)

Wittenmeier, Thomas: „Stadtplanung in Singen (1860–1980)“, in: Berner, Herbert; Brosig, Reinhard (Hrsg.): „Singen – Junge Stadt. Singener Stadtgeschichte Bd. 3“; Seite 315–364, Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1994

Zang, Gert: „Die zwei Gesichter des Nationalsozialismus – Das „III. Reich“ in Singen“, Verlag Thorbecke, Sigmaringen 1996

Zang, Gert: „Georg Fischer – 100 Jahre in Singen“, in: Stadt Singen (Hrsg.): „Jahrbuch 94/95“; Seite 9–66, Hohentwiel Verlag, Singen 1995



Impressum

«Leben ist Wohnen bei der BGO» – 100 Jahre Baugenossenschaft Oberzellerhau eG

Herausgeber: Baugenossenschaft Oberzellerhau eG • Vorstandsvorsitzender Hans-Jürgen Feneberg

Autorinnen und Autoren:

- Hans-Jürgen Feneberg, BGO-Vorstandsvorsitzender
- Franz Höning M.A., Historiker
- Klaus-Michael Peter, Dipl.-Verwaltungswissenschaftler (Univ.), Publizist & Verleger
- Reinhild Kappes, Dipl.-Archivarin (FH), Stadtarchivarin in Singen
- Christoph Bauer M.A., Kunsthistoriker, Leiter des Kunstmuseums Singen
- Hermine Seide/Cornelia Röhlke (Zeitzeugen)
- Eugen Peter, Drehermeister (Zeitzeuge)
- Bernhard Schober, Landesbeamter (Zeitzeuge)
- Jürgen Gruler, Chefredakteur Schwetzingen/Hockenheimer Zeitung (Zeitzeuge)

Lektorat: Reinhild Kappes, Klaus-Michael Peter

Creation auf Basis CI BGO: Mediendesign Stefanie Lemke, Singen; Klaus-Michael Peter

Korrektorat: Axel Petrasch, Köln; Rebekka Philipp, Stadtarchiv Singen

Verlagsbearbeitung: Arnika M. Bötzer, Klaus-Michael Peter

MARKORPLAN Agentur & Verlag GbR

Geschäftsführer Klaus-Michael Peter

eMail Info@MarkOrPlan.de • **Bookshop** für *alle* deutschen Bücher und *alle* Bücher zu Singen und dem Hegau • bestellen bei Info@MarkOrPlan.de

MARKORPLAN HEGAU-BODENSEE • Bahnhofstraße 43 • 78224 Singen (Hohentwiel) • Telefon 0 77 31/977 150 • Telefax 0 77 31/977 151

MARKORPLAN BONN • Schmittgasser Kirchweg 54 • 53123 Bonn • Telefon 02 28/28 46 98 • Telefax 02 28/29 93 43

Medienrechte: Alle Medienrechte für Redaktion, Bilddarstellungen etc. bei der BGO, beim SINGEN Stadtarchiv, **MARKORPLAN Agentur & Verlag GbR** sowie den Bildautoren (siehe Bildnachweis). Die Wiedergabe, auch auszugsweise, in allen Techniken – auch elektronisch, im Internet, in allen Drucktechniken, als Aufführung oder Ausstellung – ist nicht zulässig ohne schriftliche Genehmigung der Herausgeber und des Verlages. Urheberrechtliche Verstöße werden verfolgt.

Bildnachweis: Herausgeber und Verlag bedanken sich für die Bereitstellung von Bild-Archiven: BGO-Archiv: Seite 9, 10, 15, 30, 61, 62 (rechts), 70, 72 (alle), 73, 74 (Mitte), 76 (oben), 77 (beide), 78 (links oben), 79 (Logo), 102, 106, 116 (unten), 118 (oben), 122, 125, 126, 128 • BGO/Otto Kasper Studios: Seite 12, 14, 60, 62 (links), 74 (rechts oben & unten), 78 (rechts beide), 80, 82 (alle), 83, 84 (unten), 85 (rechts), 94, 103 (beide), 116 (oben), 119 (unten) • SINGEN Zentrale Services: Seite 7 • SINGEN Fachbereich BAUEN: Seite 48, 51, 90, 95, 97, 98 (links & Mitte) • SINGEN Stadtarchiv: Seite 16, 17, 18 (beide), 20 (alle), 22, 27, 28, 34, 35, 38, 40 (beide), 41, 44, 50, 54 (links alle), 55, 58, 59, 63, 64 (rechts), 67 (alle), 68 (alle), 69 (alle), 71 (alle), 86/87, 88, 89, 92, 93, 108 (links), 109, 110 (beide), 112, 114 (links), 120 (beide) • MarkOrPlan Agentur & Verlag GbR: Seite 2, 4, 6 (Bildmontage), 8, 49, 54 (rechts alle), 57, 74 (links oben), 78 (links unten), 84 (oben alle), 98 (rechts), 108 (rechts), 115 (beide), 117, 118 (unten), 119 (oben) • Franz Höning, Konstanz: Seite 79 • Hermann Binder, Brigachtal: Seite 33 • Johannes Fröhlich: Seite 85 (links 3) • Familie Seide/Joos: Seite 36 (links), 37 • Sammlung Meisner, Oberzellerhau: Seite 36 (rechts) • Sammlung Eugen Peter: Seite 42, 45 (beide), 46 (links), 52 (links) • Sammlung Hermann Wollwinder: Seite 46 (rechts) • Sammlung Harnisch, Oberzellerhau: Seite 52 (Mitte und rechts), 53 (alle) • Sammlung Bernhard Schober: Seite 56 (alle) • Sammlung Jürgen Gruler: Seite 64 (links), 65 (alle), 66 • Sammlung Horber, Waldstraße: Seite 76 (Mitte und unten) • vbw Seite 5 • Wikipedia Open Licence: Seite 107 (beide), 111, 113, 114 (rechts).

Gewährleistung: Alle Angaben wurden sorgfältigst bearbeitet. Dennoch kann für etwaige Fehler und Verwechslungen sowie daraus entstehende Nachteile Haftung in keiner Form übernommen werden. Die Redaktion dankt für berichtigende Hinweise.

Urheberrechte: Alle eingetragenen Warenzeichen, Firmen-, Vereins- und Stiftungstitel werden lediglich zitiert und bleiben ausschließliches Eigentum der zitierten Eigentümer. Alle Urheberrechte fremder Urheber bleiben gewahrt.

ISBN 978-3-933356-60-4

© 2010 • Singen (Hohentwiel)

MARKORPLAN EDITION SINGEN • HEGAU • BODENSEE
BAND 24

MARKORPLAN
Agentur & Verlag





26 28